
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Joseph II. und Franz Joseph I.

Eine historische Parallele

von

Dr. J. F. Faber.

(Aus der Deutschen Vierteljahrs-Schrift besonders abgedruckt.)

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1863.

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Eine Parallele der beiden Kaiser schwebte dem Verfasser, der sie im Folgenden auszuführen sucht, schon zu einer Zeit vor, als die zwischen ihnen bestehende Aehnlichkeit wohl noch von Wenigeren in's Auge gefaßt wurde. Ihm drängte sich diese Aehnlichkeit in den Zielen wie in den Anfechtungen und Kämpfen der großen habsburgischen Reformer von dem Augenblick an auf, in welchem nach der ebenso gefährlichen als heilsamen Krisis des italienischen Kriegs das Werk der Verjüngung und Neugründung Oesterreichs begonnen wurde. Deßwegen schlug er schon damals dem Gründer dieser Zeitschrift, dem unvergeßlichen Baron v. Cotta, welcher leider den glückverheißenden Tag der Vereinigung sämmtlicher deutscher Fürsten nicht mehr erleben durfte, nach dem sein patriotisches Auge mit so reinem wie energischem Verlangen ausschaute, vor, eine historische Skizze, welche die hiebei maßgebenden Gesichtspunkte in allgemeinen Zügen darlegen sollte, der Deutschen Vierteljahrsschrift einzuverleiben. Aus verschiedenen Gründen, deren Richtigkeit nicht zu bestreiten war, schien dieß vor zwei oder drei Jahren noch nicht an der Zeit zu seyn. Vor allem waren alle Verhältnisse damals noch so verwirrt und schwankend, daß kaum vorauszusehen war, nach welcher Seite hin der Strom der Ereignisse zuletzt seinen Ausbruch nehmen werde. Auch die wärmsten Anhänger Oesterreichs, die in seiner freiheitlichen Entwicklung den einzigen sichern Hoffnungsstern Deutschlands in einer dumpfen, niedergedrückten Zeit erblickten, wagten noch nicht diesem Stern so laut und zuversichtlich

zu vertrauen, daß nicht die Besorgnisse von allerlei Unfällen und Umschlägen immer wie eine schwarze Wolke auf ihrer Seele gelastet hätte. Dem allgemeinen Mißtrauen, der Verleumdung und dem Hohn gegenüber, welchen man auf die österreichische und großdeutsche Sache häufte, war doppelte Vorsicht geboten, um nicht beim ersten anscheinenden Rückfall Spott und Schadenfreude herauszufordern. Damit war verbunden, daß zu einer Zeit, in welcher die ausgezeichneten Eigenschaften des Kaisers und die Entwicklungsfähigkeit seiner Völker, die hohe Stufe der Bildung, auf welcher Deutschösterreich jetzt schon vor den Augen des erstaunten und überraschten Europa steht, noch so wenig anerkannt waren, eine Vergleichung, welche dem gegenwärtigen Beherrscher des österreichischen Staates einen so ehrenvollen Platz neben dem erlauchtesten Gliede seines Hauses anweist, leicht als zudringliche und wohldienerische Schmeichelei erscheinen konnte.

Alle diese Gründe der Besorgniß und Abmahnung sind glücklicherweise jetzt weggefallen. Was wir zum Ruhme des Kaisers im Folgenden zu sagen haben werden, ist nur ein Wiederhall der allgemeinen Stimme, die gegenwärtig sein Lob durch ganz Deutschland und weit über die Grenzen desselben hinaus verkündigt. Zudem soll es unser Bestreben seyn, uns so genau als möglich an die Geschichte, an die Vergleichung des Gegebenen und die Erklärung desselben aus der Natur des österreichischen Staates zu halten, daß jeder Unbefangene alsbald erkennen wird, wie es hier um Alles weniger zu thun ist, als um eine Schmeichelei gegen den Gepriesenen des Tages. Weniger die Person haben wir im Auge als die Sache, die österreichische Reform und ihr Verhältniß zu Deutschland, die Bedingungen, die hier noch immer dieselben sind wie vor achtzig Jahren, die im Wesentlichen immer gleichen Wege, die von dem Reformator des 18. wie von dem des 19. Jahrhunderts eingeschlagen werden mußten. Ueberschwengliche Phrasen, Einstimmen in das Geschrei des Tages, ob sein Ruf ein „Hosiannah" oder ein „kreuzige ihn!" war, ist, wenn wir nicht in vollständiger Selbsttäuschung befangen sind, noch nie unsere Sache gewesen.

Nach einer Seite hin freilich könnten wir fast bedauern, daß

wir unsern Vorsatz nicht früher zur Ausführung brachten, daß das, was jetzt gesagt werden soll, nicht schon vor drei Jahren gesagt wurde. Ein vaticinium post eventum erweckt leicht auch den Verdacht, eines ex eventu zu seyn; dem Historiker und Politiker gereicht es zu größerer Genugthuung, wenn er beweisen kann, daß er den Gang der Dinge, welchem andere nachschauen, vorhergesehen hat, daß er von dem endlichen Resultat nicht überrascht ist, sondern daß er selbst nach Kräften an der Herbeiführung desselben gearbeitet hat. Daß aber unsere Anschauung der Dinge von Anfang an dieselbe war, das glauben wir in dieser Zeitschrift und an andern Orten hinlänglich gezeigt und damit zugleich bewiesen zu haben, wie uns hiebei nicht irgend ein außerhalb der Sache gelegenes Interesse, sondern die unbefangene historische Einsicht und Erkenntniß des Werdenden aus dem Gewordenen leitete. Und überdieß: gehört nicht auch heute noch ein guter Muth und eine feste Ueberzeugung dazu, die Sache des Kaisers, in Beziehung auf Deutschland ebenso wie auf Oesterreich, als eine gewonnene zu verkündigen? In den allgemeinen Jubel miteinstimmen ist freilich etwas leichtes und wohlfeiles; aber die Sache des Historikers, des besonnenen Mannes überhaupt ist es, von dem Schein sich nicht einnehmen zu lassen, gerade da, wo andere nichts als heitern lachenden Himmel sehen, die schwarzen Wölkchen nicht aus den Augen zu verlieren, welche den künftigen Sturm bringen könnten. Wie wir in den Zeiten des scheinbar tiefsten und unwiederbringlichen Falls die zuversichtliche Hoffnung auf eine um so glorreichere Wiederaufrichtung keinen Augenblick aufgaben, so fürchten wir eben jetzt, wo niemand an eine Gefahr denkt, die Götter und denken mehr als je an die Möglichkeit von Umschlägen, welche die ganze Gestalt der Dinge verändern und unsere Hoffnungen, die wir bereits für erfüllt und gesichert halten, wieder in weite Ferne rücken könnten. So erfreulich und ermuthigend die Nachrichten lauten, die wir in diesen ersten Septembertagen aus Frankfurt erhalten, so wollen wir uns dadurch doch nicht täuschen und einschläfern lassen: wir sind noch nicht über'm Graben. Wie viele Neider und Feinde die Sache Deutschlands und die damit verbundene Oesterreichs

nicht allein im Ausland, sondern unter den deutschen Volksgenossen selbst und gerade bei den angeblich am meisten, eigentlich specifisch national und patriotisch gesinnten hat, darüber wird sich niemand täuschen. Die Intrigue, die Verdächtigung und Chicane wird wieder von vorn anfangen und sich einen neuen günstigeren Kampfplatz ausersehen, dessen Schlupfwinkel wir noch nicht alle so genau kennen, wie die alten, aus denen wir sie bisher herauszuschlagen bemüht waren. Die einheitliche Constituirung Deutschlands, welche der Kaiser vermöge seiner hochherzigen Initiative so verheißungsvoll in die Hand genommen hat, ist allerdings einzig und allein im Stande, auch die Consolidirung Oesterreichs zu vollenden und zu sichern. Beide stehen, woran wir noch nie gezweifelt haben, in engster Wechselwirkung. Damit ergibt sich aber auch von selbst, daß in dem Grade, in welchem die Lösung der deutschen Frage auf Hindernisse stoßen und mißlingen sollte, auch die gute Sache Oesterreichs gefährdet seyn müßte. Indem beide einander bedingen, könnten wir auch an einem unglücklichen Tag um beide Hoffnungen ärmer werden. So großes steht auf dem Spiel, so kostbar ist der Einsatz, und wir wissen aus der Geschichte, daß gerade in den höchsten Momenten, wo die Nation der Erfüllung ihres Geschicks am nächsten schien, ein tückisches Glück ihr die winkende Frucht wieder von dem Munde wegnahm.

Aber der Erfolg ist es auch gar nicht, was wir bei dieser Parallele mit Joseph II. im Auge haben, sondern der Gedanke, der hier wie dort zu Grunde liegt, die gute redliche Absicht, mit welcher er verfolgt wird. Die ganze Welt weiß, daß in Beziehung auf siegreiche Erfolge, auf bleibende, greifbare Resultate kein Monarch weniger geeignet wäre zum Vorbild aufgestellt zu werden, als der unglückliche Kaiser Joseph, dessen ganze Regierungszeit eine ununterbrochene Leidensgeschichte ist, dessen brechendes Auge in schmerzlicher Resignation das ganze Gebäude zusammenstürzen sehen mußte, an welches er die rastlose Mühe und Sorge eines ganzen Lebens gewendet hatte, an welchem alle die glühenden Wünsche seiner edlen Seele hingen. Und nicht bloß sein Leben war ein von äußeren Siegen und Erfolgen geflohenes, sondern auch die ungeheuer weit

und tief gehenden Wirkungen, welche seine große Erscheinung und wahrhaft aufopfernde Thätigkeit ganz unbestreitbar bis auf unsere Zeiten nach sich gelassen hat, sind ihm von den verschiedensten Seiten bisher traurig verkümmert worden. Der erste und Hauptberührungspunkt, welchen die beiden Kaiser für uns haben, ist daher dieser, daß einerseits der aufrichtig redliche Wille des Kaisers Franz Joseph die edle, nur auf das allgemeine Wohl bedachte Gesinnung seines großen Ahnen erst recht zur Anerkennung gebracht hat, so wie von der andern Seite die hochherzigen Intentionen des ersten Kaisers seinem würdigen Nachfolger als das schönste Creditiv dienen, seine unsichtbar aufgesproßten und jetzt erst zur vollen Ernte herangereiften Saaten ihm der edelste Sporn und die von dem Geist der Geschichte selbst besiegelte Bürgschaft seyn mußten, daß auch seine Anstrengungen nie verloren seyn können, daß auch ihm, welches die äußeren Erfolge seyn mögen, die hehren Kränze eines unsterblichen Nachruhms winken. Wenn wir so den lebenden Kaiser auf die dornenvolle Bahn des großen Todten hinweisen, wenn wir ihn daran mahnen, wie auf dem Feld des Geistes, der Freiheit, der reformatorischen Thätigkeit kein Körnlein verloren geht, wie der Eine säet und der Andere schneidet, der Acker aber immer reif zur Ernte ist, so wissen wir uns wahrlich frei in unserem Herzen von jeder wohldienerischen, von jeder nur oberflächlich panegyrischen Absicht.

Wir gedenken hier nicht ein ausgeführtes Lebens- und Charakterbild des Kaisers Joseph zu geben; wenn die Auslegung seines Wesens und seiner Bestrebungen auch in Beziehung auf das Einzelne vielfach von einander abweicht, sein Bild im Ganzen steht für die Geschichte fest; etwas mehr Licht von der einen oder mehr Schatten, den man von der andern Seite hinein trägt, vermag den Gesammteindruck der großen Contouren dieses erhabenen Kaiserantlitzes nicht zu alteriren. Wenn wir von dieser Seite zur persönlichen Charakteristik nichts beibringen wollen, weil wir es für überflüssig und an dieser Stelle ungehörig halten, so sind wir von der andern, von der des Kaisers Franz Joseph, außer Stande, einen solchen Beitrag zu geben. Ueber Lebende ist es überhaupt mißlich,

ein endgültiges, erschöpfendes Urtheil abgeben zu wollen; über keinen hervorragenden Zeitgenossen aber ist dieß wohl schwieriger als über den Kaiser, der doch in diesem Augenblick wenigstens als der erste Mann seiner Zeit angesehen werden muß. Privatnachrichten stehen uns nicht zu Gebote, weder zuverlässige noch unzuverlässige; in öffentlichen Blättern und sonstigen allgemein zugänglichen Quellen aber finden wir, in Vergleichung mit andern bedeutenden Monarchen, so wenig anekdotorisch Persönliches, daß es uns wahrhaft auffallen muß. Ist hieran die traditionelle österreichische Etikette schuld, das geheimnißvolle Dunkel, in welches die Wiener Hofburg früher Alles, was in ihren Mauern vorging, zu hüllen wußte? Die Zeiten sind in Oesterreich so ganz andere geworden, es geht in dem constitutionellen Kaiserstaat Alles so ganz im Lichte der Oeffentlichkeit vor sich, wie kaum irgend anderswo, daß wir diese Voraussetzung wohl nicht werden zulassen können. Vielmehr möchten wir sagen: das Leben dieses Regenten fällt bisher so ganz mit dem Leben seines Staates zusammen und geht in diesem auf, daß für die Bethätigung der privat-menschlichen Existenz wenig übrig bleibt. Der Kaiser hat bisher ganz das Schicksal des Staates getheilt; seine Schätzung hat sich nach dem fallenden oder steigenden Kredit gerichtet, in welchem dieser stand. Zu der Zeit, als der Kaiserstaat noch das Glück hatte, der bestverleumdete Staat zu seyn, da theilte auch der Kaiser dessen Schicksal. Wir erinnern uns aus dem Jahr des italienischen Kriegs, sowohl vor als nach dem Frieden von Villafranka, wie man selbst in Süddeutschland, auch in den Kreisen, welche der österreichischen Sache mit der größten Sympathie entgegen kamen und in ihr die Sache Deutschlands sahen, wie man auch da an Oesterreich und an dem Kaiser zugleich verzweifelte, wie man den letzteren anklagte, ganz hinter seiner hohen Aufgabe zurückzubleiben, ihn einem so ernsten Geschick in keiner Weise für gewachsen hielt. Mit dem Ansehen des Staates, mit seiner materiellen und moralischen Haltung wuchs dann auch die Hochachtung vor dem Regenten, bis man jetzt dahin gelangt ist, mit dem gleichen Staunen vor dem Glück Oesterreichs wie vor dem Genie des Kaisers zu stehen, ihn für den zu halten, der Alles allein wolle und wisse und thue.

Ist der Kaiser wirklich ein anderer geworden, oder ist er es nur in dem Urtheil der Welt, welches sich überall, bei Personen und Sachen, so gerne, um nicht zu sagen ausschließlich, nach dem Erfolg richtet? Wir vermögen nicht zu entscheiden, wie viel von dieser Veränderung auf den einen oder auf das andere kommt; nur das scheint sich aus Allem, was wir bis jetzt von dem Kaiser wissen, zu ergeben, daß er ein stetig sich entwickelnder Charakter ist, daß er in allen Dingen mit ebenso viel Vorsicht als Sicherheit einen Schritt nach dem andern thut, und daß das auch auf eine entsprechende Anlage seines ganzen Wesens hinweist. In diesem Sinn meinten wir eben, was wir vorhin sagten: der Kaiser habe sich mit und an seinem Staate entwickelt. Das wahre Verhältniß hiebei ist wohl das der Wechselwirkung, daß ebenso die Impulse, welche der Herrscher dem Reich zu geben wußte, dieses zu neuem kräftigem Leben weckten, wie umgekehrt durch das frische Staatsleben auch das Bewußtseyn des Regenten gehoben und erweitert, seine Fähigkeiten hervorgelockt und zu energischer Bethätigung gestählt wurden. Durch solches harmonische Zusammengehen wird aber der ungestörte Fortgang der Entwicklung unstreitig sicherer verbürgt als durch die kühnsten Sprünge einer einseitig subjektiven, nur auf sich selbst gestellten Genialität. Darum halten wir auch die Frage, welche gegenwärtig das Publikum auf's lebhafteste beschäftigt, für eine ziemlich müßige und überflüssige: ob nämlich der neueste Schritt des Kaisers, der mit einemmale so viele Unglaubige bekehrt hat, einzig und allein von ihm selbst ausgegangen sey, oder ob auch seine Minister ihren Antheil daran haben. Die Frage ist eine nichtige, sofern das Verdienst eines Fürsten offenbar nicht verringert, sondern erhöht wird dadurch, daß er die rechten Diener und Werkzeuge für seine Plane zu wählen und sich ihrer in rechter Weise zu bedienen weiß. Die Festigkeit des Charakters ist es allein, auf die es hiebei ankommt; ist diese Selbstständigkeit des Geistes vorhanden, so wird die Influenzirung jeder Zeit eine gegenseitige seyn; der Regent bleibt doch immer der Mittelpunkt, von welchem Alles ausgeht und auf den Alles zurückführt.

Gerade hier werden wir auf eine Hauptverschiedenheit der

beiden Kaiser geführt, die wir mit einander in Parallele stellen wollen, und wir werden gestehen müssen, daß der Vortheil nicht auf der Seite Josephs ist. Das Mißlingen von so Vielem, das er gut gemeint hatte, mit dem er seine Völker beglücken wollte, rührt nämlich nach unserer Ansicht weniger aus dem Grunde her, den man gewöhnlich hiefür anzugeben pflegt, daß seine Zeit, daß namentlich die Bewohner der österreichischen Provinzen für die kaiserlichen Ideen und Plane nicht empfänglich, nicht reif genug gewesen, sondern daraus, daß er ohne Gehülfen war, deren geistige Bedeutung seiner Größe entsprochen hätte, und die in gegenseitiger Hingabe seinen Ideen mit ganzer Seele entgegengekommen wären, daß er isolirt stand und sich fast geflissentlich selbst isolirte, keine Diener, wie er sie nothwendig brauchte, suchen wollte und daher auch keine zu finden wußte. Die Unreife der Völker ist überhaupt eine abgenützte Ausrede und wir werden alsbald uns überzeugen, daß sie auch in dem Falle Josephs II. nichts weiter ist, daß, einzelne verfehlte und gewaltthätige Maßregeln ausgenommen, die man allerdings nicht in Abrede ziehen kann, die josephinischen Reformen keineswegs im Widerspruch mit dem Zeitgeist und dem geistigen Reifegrad der Völkerschaften des österreichischen Reiches standen. Aber das war es: ihm fehlte ein Gehülfe, ein Minister von umfassender und hervorragender Bedeutung, und er wollte keinen, er war nicht dazu angelegt, einen solchen neben sich zu haben. Nicht als ob seine Natur nicht eine edle, offene gewesen wäre; er war für höhere, ideale Freundschaft wie geschaffen. Aber abgesehen davon, daß der Widerspruch und die Hemmungen, die er früher, zu Lebzeiten seiner Mutter, zu erfahren hatte, das offene und noch mehr das geheime Entgegenarbeiten und Durchkreuzen seiner Plane den Samen des Mißtrauens in seine Seele warfen: in dieser selbst war von Haus aus etwas, das die Menschen ebenso von ihm ferne halten mußte, wie er sie von der andern Seite vermöge der Lauterkeit und Uneigennützigkeit seines ganzen Wesens gewaltig an sich zog. Dieses Etwas war aber eben die Selbstgenügsamkeit seiner Natur, der edle geistige Stolz, der gerade den größten Menschen eigen zu seyn pflegt und der mit dem gewöhnlichen aristokratischen

Hochmuth nichts gemein hat. Solche reformatorische Geister sind herablassend, aufopfernd, hingebend an die Gesammtheit, aber eifersüchtig und abschließend gegen jeden Einzelnen, von dem sie fürchten, daß er die Selbstständigkeit ihres Geistes beeinträchtigen, die Reinheit ihrer Ideen durch fremdartige Einmischung trüben könnte. Einsam gehen sie auf den Höhen der Menschheit; und so ging auch Joseph II. seinen einsamen Gang, sich sehnend nach einem zweiten Ich, und es doch nicht neben sich vertragend. An Männern, die auf seine Ideen einzugehen wußten und ihm bei Verwirklichung derselben die Hand boten, fehlte es ihm freilich nicht; namentlich was die für ihn vor Allem wichtigen geistlichen Dinge, Bildungs- und Unterrichtsfragen betrifft, so standen ihm hier Kresel, Sonnenfels, Rautenstrauch, Molinari, Riegger, Schneller und Andere zur Seite, lauter bekannte Namen und in ihrem Kreis bedeutende Männer. Aber ein beherrschender Geist fehlte ihm; die höchstgestellten Staatsdiener waren nur seine Sekretäre. Wie sonderbar müssen wir uns das Verhältniß des Kaisers zu Kaunitz denken! Der alte Staatskanzler war gewiß ein geistreicher Mann von den höchsten Fähigkeiten und der treuste Diener Oesterreichs, aber ganz anders genaturt und mit Ansichten und Grundsätzen, die denen des jugendlichen Kaisers ganz entgegengesetzt waren. In den ironischen Billeten, die sie an den Erzbischof Clemens Wenzel von Trier oder an den päpstlichen Nuntius richteten, konnten sie wohl zusammengehen und einander in spitzigen, höhnisch-stolzen Wendungen zu überbieten suchen; aber sie thaten es mit durchaus verschiedenen Hintergedanken und entgegengesetzten Zielpunkten. Der geistreich frivole Voltairianer und der schwärmerische Schüler Rousseau's waren, wenn sie auch meistens dieselben äußeren Feinde hatten, innerlich geschiedene Leute. Beide konnten sich daher nur ironisch und negativ gegen einander verhalten; und wenn sie noch so vertraulich beisammen zu sitzen schienen, unsichtbar schüttelte der Eine doch fortwährend den Kopf und der Andere stampfte mit dem Fuß, Kaunitz gab das Werk des Kaisers von Anfang an verloren, und dieser knirschte mit den Zähnen in leidenschaftlicher Ueberstürzung oder in kalter Resignation. — Daß er Alles allein thun wollte und allein thun mußte, das war

Josephs Unglück. Wenn der Kaiser Franz Joseph und seine Räthe an die persönliche Genialität des Fürsten Kaunitz und seines kaiserlichen Herrn auch nicht hinanreichen sollten: in der inneren Uebereinstimmung ihrer Grundsätze und der Stätigkeit ihres Zusammenwirkens sind ungleich stärkere Garantien gegeben, daß ihre Bestrebungen zu einem gedeihlichen Ziele führen werden.

In diesem Zusammenhang, verglichen mit der Autokratie Josephs, erscheint auch der österreichische Constitutionalismus erst in seiner vollen Bedeutung. Wir sind keine unbedingten Verehrer des parlamentarischen Regiments; für Oesterreich aber scheint uns die constitutionelle Form, die anderswo vielfach nichts als leerer Formalismus ist, wesentlich und absolut nothwendig zu seyn. In einem einheitlich geschlossenen Staat mit einem von Alters her festgestellten und bis ins Einzelnste gegliederten Organismus wird diese Form fast mit Nothwendigkeit bald zu einem leeren Schein, die gepriesene Theilung der Gewalten führt nicht zu einem Gleichgewicht und zu harmonischem Zusammenwirken derselben, sondern zu gegenseitiger Absorption, bis zuletzt kaum mehr „das Tüpfchen auf dem I" übrig bleibt. Ganz anders aber ist es da, wo es gilt, die Völkerschaften eines aus ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Reiches in einem gemeinsamen Centrum zu versammeln, Interessen gegen einander auszugleichen, die nicht theoretischer, sondern unmittelbar praktischer Art sind, und das Ganze zu übereinstimmender lebendiger Aktion zu bringen. Man kann sich wundern, daß Joseph II., der doch unstreitig nur das Wohl seiner Völker im Auge hatte, dem Gedanken hartnäckig widerstrebte, diese Völker selbst zu befragen, was sie ihrem Wohl für entsprechend halten. Der verschiedene Zeitgeist ist freilich in Anschlag zu bringen; Volksrepräsentation und Verfassung war damals noch nicht eine Modeforderung wie heute. Aber das ist es offenbar nicht allein; man sagt ja: Josephs Geist sey seiner Zeit vorangeeilt; warum nicht auch hier, gerade beim wichtigsten Punkte? Sollte man nicht denken, er gerade wäre der rechte Mann dazu gewesen, auch hierin der Welt mit seinem Beispiel voranzugehen? Auch hier muß wiederholt werden: aristokratische Vorurtheile im gewöhnlichen Sinn des Wortes, wie man sie

in der Regel für die einzigen Hemmnisse einer volksthümlichen Entwicklung hält, waren es gewiß nicht, die ihn zurückhielten und jeden Gedanken daran mit eigentlichem Widerwillen zurückweisen ließen. Dazu war er nach Allem, was wir von ihm wissen, viel zu populär und in gewissem Sinn sogar demokratisch. Aber er hatte Principien, die ihm so hoch standen, von deren Richtigkeit und Vortrefflichkeit er so unumstößlich überzeugt war, daß er sich nicht entschließen konnte, sie der Verunstaltung durch die Vorurtheile und den Unverstand der Menge preis zu geben. Im Grund geht es jedem Mann mit ernstlichen Grundsätzen und Principien ebenso; nur daß die Freiheitsmänner der Gegenwart mit dem Unverstand der Menge geschickter umzugehen wissen und die Volkswahlen und parlamentarischen Debatten für das bequemste Mittel ansehen, den Leuten ein X für ein U zu machen und sie von hinten in den Karren zu schieben, wenn sie von vorne nicht hinein wollen. Diese Künste verschmähte Joseph, dazu war er zu ehrlich. Er vertraute auf seinen eigenen gesunden Verstand und auf das Bewußtseyn seiner guten Absicht, und glaubte in diesem Bewußtseyn sich über alle Hindernisse und Vorurtheile hinwegsetzen zu können. Er wollte, nach Schlossers Ausdruck, mit monarchischer Gewalt bewirken, was man in andern monarchischen Staaten mit Gewalt zu hindern sucht, und gerieth daher aus einem entgegengesetzten Grunde als andere Autokraten mit dem Volke und mit dem Zeitgeiste in Zwist.

Auch hier ist Franz Joseph im Vortheil. Er hat wohl schwerlich das überquillende Herz und die glühende reformatorische Begeisterung wie sein großer Ahne; aber er ist auch nicht, wie dieser, eingenommen von allgemeinen Principien, denen der Mensch eine göttliche Autorität beilegt, und die ihn, je abstrakter sie sind, nur um so unbeugsamer und eigensinniger machen. Die Erfahrungen, die er von früher Jugend an gemacht, die Versuche mit den verschiedensten Systemen, die alle nach einander scheiterten, haben ihn belehrt, nicht ein ideal Höchstes, sondern ein Mögliches ins Auge zu fassen, und dieses ebenso behutsam wie beharrlich zu verfolgen. Er ist ein Reformer, nicht aus Princip und vorgefaßter Meinung,

sondern — es wird ihm nicht zur Schande gereichen, wenn wir es offen aussprechen — aus Noth, durch den Drang der Umstände. Eine Maßregel um die andere wurde ihm auf diese Weise eigentlich in die Hand gedrückt; sein Verdienst ist nicht, daß er Neues und Ueberraschendes aussann, sondern daß er dem einfach und selbstverständlich Nahegelegten Auge und Hand nicht verschloß, daß er es zu ergreifen und festzuhalten verstand. Die entscheidenden Schritte, welche der Kaiser Franz Joseph bisher gethan, glichen dem Ei des Kolumbus; Jeder hätte sie auch thun können, aber daß sie gethan und im rechten Augenblick gethan wurden, das war das Große und Ueberraschende an ihnen. Der Kaiser hat sich, wie gesagt, mit seinem Reich entwickelt, mit und an demselben ist er gewachsen, hat seine Zuversicht, sein Prestige, das Vertrauen, mit welchem er der Zukunft entgegen geht, sich gehoben und gekräftigt.

In allen diesen Stücken ist der Nachfolger seinem Vorgänger freilich unähnlich, und es könnte scheinen, als wolle die Parallele, die wir zwischen den beiden großen habsburgischen Regenten zu ziehen suchten, sie vielmehr nach ganz divergirenden Seiten aus einander führen. So weit sie aber auch, nicht bloß persönlich, sondern auch hinsichtlich ihrer Regierungsmaximen aus einander zu gehen scheinen, im letzten Zweck, der Erneuerung und Consolidirung des Reichs, treffen sie doch immer wieder als in dem unverlierbaren Mittelpunkt zusammen, nach welchem alle ihre Schritte gravitiren, wie die Magnetnadel nach ihrem Pol. Joseph ging von ganz andern Anschauungen und Principien aus und ist doch in Vielem zuletzt ganz in die Bahnen gedrängt worden, welche sein Nachfolger gegenwärtig einhält; ebenso schien dieser einen ganz entgegengesetzten Weg von dem seines Ahnherrn gehen zu wollen und ist ebenso unwillkürlich, vermöge der in der Natur der Dinge selbst gelegenen Nöthigung, in dessen Fußtapfen gerathen. So sind sie wie zwei Doppelgänger, die vermöge einer verschiedenen Naturanlage aus einander streben und sich von der gegenseitigen Anziehung losmachen möchten, die aber durch ein stärkeres Naturgesetz, durch eine allgemeinere kosmische Bestimmung immer wieder zusammengehalten werden, daß ihre Bahnen in einander concentrisch

eingreifen und übergehen müssen. In diesem Sinn ist vorhin als der erste und Hauptberührungspunkt, den sie mit einander haben, der angegeben worden, daß die Bestrebungen des Kaisers Franz Joseph, an deren Aufrichtigkeit und Wohlgemeintheit niemand mehr zweifeln kann, die nicht weniger redlichen, wenn auch ihres Zieles nicht selten verfehlenden, Absichten Kaiser Josephs erst recht zur allgemeinen und rückhaltlosen Anerkennung gebracht haben, sowie andererseits des letzteren hochherzige Intentionen jenem als das beste Creditiv und höchste Bürgschaft dienen müssen. Wir wollen, ehe wir an das Einzelne gehen, über diese allgemeinen Beziehungen uns noch näher erklären.

Joseph II. hat in den Traditionen seines Hauses bekanntlich nie den glänzenden, unbekrittelten Ehrenplatz gefunden, den er verdient. Die Reaktion, die nach seinem Tode eintrat, war zwar keineswegs so schroff und gewaltsam wie etwa die, welche nach Friedrichs II. Hingang in Preußen unter Friedrich Wilhelm II. und seinen Restitutionsgenossen erfolgte. Die österreichische Geschichte kennt solche gewaltsame Umschläge überhaupt weniger, und so ließ man auch das Werk Josephs II. eben allmählig einschlafen; ohne daß man mit den Fundamentalgrundsätzen offen und mit Eclat brach, brachte der allmählig wieder eindringende Schlendrian den rascheren Gang, der durch Joseph in alle Theile der Staatsmaschine gekommen war, von selbst zum Stehen; bis dann auch dieses System des jeder ernsteren Aufgabe in trägem laisser-aller aus dem Wege gehenden Schlendrians, der durch ihr bloßes Beharren alles lähmenden vis inertiae zuletzt erlahmte, und nun die Keime einer früheren Saat, wie durch eine allmählig hinweggeschmolzene Winterdecke, ganz unerwartet wieder freudig hervorsproßten. Eine so scharfe und gewaltsame Reaktion wie in Preußen gab es also, was Jeder bestätigen wird, der nur einige mehr als oberflächliche Kenntniß der Geschichte hat, in Oesterreich eigentlich nie. Um so merkwürdiger aber ist es, wie ganz anders als in Oesterreich die conservative Tradition in Preußen sich zu dem Manne zu stellen wußte, welchen sie doch mit Recht als die Quelle alles des Unheils ansah, gegen welches ihre contrerevolutionären

Anstrengungen gerichtet waren. Auch der dickste Kreuzzeitungsmann, der doch in dem Friedericianischen Landrecht und seiner übrigen Freigeisterei den wahrhaftigen Sündenfall erblickt, schwört gleichwohl auf den alten Fritz als den Repräsentanten des ächten Preußenthums und sucht sich seines Degens zu bemächtigen, um seinen abgestandenen Partikularismus gegen die Anmaßungen der ultramontanen Oesterreicher und die Majorisirung des deutschen Einheitsgeistes zu vertheidigen. Woher diese alles überwältigende Stärke der preußischen Tradition rühre, brauchen wir hier nicht zu erklären, wir haben es an anderem Ort gethan. Hier ist nur darauf aufmerksam zu machen, daß während in Preußen selbst der ärgste Reaktionär nichts Höheres kennt als seinen großen Friedrich, in Oesterreich selbst und in deutschen Kreisen, welche die alten Beziehungen der Reichsgemeinschaft und Bundesfreundlichkeit zu Oesterreich aufrecht zu erhalten suchen, der Name Josephs II. bis auf die neueste Zeit selbst von liberal-conservativen Männern nur schüchtern und mit Zurückhaltung genannt wurde. Wenn man ihn auch nicht gerade verdammte, so behielt er doch einen Makel, daß man mit einer gewissen Scheue sich von ihm ferne hielt. Wo von den großen Fortschritten die Rede war, die Oesterreich während des achtzehnten Jahrhunderts, im Kampfe mit seinem großen Nebenbuhler gemacht hat, und die selbst seinen Gegnern das Geständniß abgenöthigt haben, daß es bis zum Jahre 1809, bis zu den Befreiungskriegen Preußen in allen Stücken voran war: da suchte man alles Verdienst auf die große Kaiserin-Königin zu häufen. Wenn man den Kaiser-Joseph auch nicht geradezu desavouirte, so suchte man ihn doch zurückzustellen; seine Thätigkeit blieb in einem zweideutigen Helldunkel, während das volle Licht auf den conservativen Fortschritt seiner großen Mutter fiel. Daß man ihn so stillschweigend als einen revolutionären Ketzer excommunicirte, daß man seine überragende Gestalt als Popanz benützte, den allzu raschen und hitzigen Freiheitsdrang damit zu warnen, das hat Oesterreich eben so viel geschadet, als die geschickte Verwerthung Friedrichs des Großen dem doch längst von ihm gründlich abgefallenen Preußen eingetragen hat. Vor ein paar Jahren noch wäre es vielleicht nicht

an der Zeit gewesen, Josephs Namen auf die Fahne Oesterreichs zu schreiben; selbst in nichts weniger als reaktionären Kreisen hätte man an dem gewaltthätigen Neuerer vielleicht noch Anstoß genommen. Daß wir sein Panier jetzt aufstecken, daß wir die ununterbrochene Tradition zwischen ihm und den gegenwärtigen Freiheitsbestrebungen in Oesterreich wiederherstellen und voraussetzen dürfen, daß auch ganz Oesterreich mit freudigem Stolz zu dieser Devise sich bekennen werde, das verdanken wir eben dem muthigen Vorwärtsschreiten des Kaisers Franz Joseph, der so diese Kluft zwischen dem alten und neuen Oesterreich ausgefüllt und der höchsten Pflicht der historischen Pietät gegen seine Dynastie sich entledigt hat, indem er durch seine eigene Bemühung jeden Makel und Verdacht, der noch auf dem edelsten Sprossen seines Geschlechts lag, auslöschte.

Die Kluft zwischen dem alten und neuen Oesterreich ist ausgefüllt und die Einheit der Tradition wieder hergestellt. Man ist gewohnt, bei dem alten Oesterreich an nichts anderes zu denken, als an die Metternich'sche Stabilität oder an den Jesuitismus Ferdinands II.; man gesteht Oesterreich keine andern Traditionen zu, als die der Feindschaft gegen den modernen Geist, des Absolutismus und Ultramontanismus. Aber hat es denn nicht auch Ursache, auf seine Traditionen stolz zu seyn, so gut als Preußen? Wenn wir von der früheren Geschichte absehen und mit dem Zeitalter Friedrichs des Großen, mit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnen: wiegt die Regierung Maria Theresia's und Josephs II. nicht Alles auf, was während dieser Zeit in andern Staaten gethan worden? Das ist das gute alte Oesterreich, dessen Traditionen wieder wach gerufen, an welche wieder angeknüpft werden muß. Für das eigentliche Volkswohl ist während dieser Zeit unendlich mehr in Oesterreich geschehen als z. B. in Preußen, wo der große Friedrich sich um den Landmann so gut als gar nicht bekümmerte, die Hörigkeit in einer Weise fortbestehen ließ, die im übrigen Deutschland, namentlich in den südlichen Provinzen, schon tausend Jahre früher abgeschafft worden war, und nichts höheres im Auge hatte, als die Gründung seines Junkerstaates, die Reinerhaltung der Race, welche dem Vaterland die einzig werth- und

ehrenvollen Vertheidiger liefern sollte. Und eben so wenig dürfen die großartigen politischen Plane zur Wiederherstellung des Reichs und Sicherung seiner Grenzen gegen den westlichen Erbfeind vergessen werden, mit denen Maria Theresia umging, und an deren Ausführung sie nicht durch Friedrich allein, sondern noch mehr durch die Unzuverlässigkeit Georgs II. und seiner Minister verhindert wurde. Es ist ein Hauptverdienst Gfrörers in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, daß er diese Bestrebungen der großen Kaiserin-Königin zum erstenmal ausführlich hervorgehoben hat. Die Erinnerung hieran, gegenüber dem, auf was Preußen seinen Ruhm und seine Ansprüche gründet, hat besondere Bedeutung für uns in den gegenwärtigen Tagen, in welchen wir den Urenkel jener großen Frau für die Sicherung und Einigkeit Deutschlands so muthvoll vorangehen sehen.

Wodurch nun aber — das ist hier unsere nächste Frage — wodurch sind diese großen Traditionen Oesterreichs so ganz abgebrochen worden, daß man zu der Meinung verleitet wird, sie seyen gar nie in der Welt gewesen? was ist hauptsächlich Schuld daran, daß diese vollen Aehren von den dürren und brandigen so ganz verschlungen worden sind, daß man von keiner Tradition mehr in Deutschland hört, als von der der preußischen Könige, d. h. von den Thaten des einen von ihnen, der mit seinem kriegerischen Lorbeer alle Fehler und Schwächen seines ganzen Geschlechts zudecken muß? Gewiß ist es nicht der Metternich'sche Stabilismus allein, auf den die allgemeine Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit, welcher sich übrigens auch gelehrte und berühmte Schriftsteller accommodiren, freilich gerne Alles wälzen möchte, was in und außerhalb Oesterreichs von 1815 bis 1848 gesündigt worden. Was geschah denn während dieser Zeit anderwärts, was geschah z. B. in Preußen Besseres? Müssen nicht die Historiker, welche die Geschichte dieses Zeitraums schreiben, wo sie einen Stein auf Oesterreich werfen und sein Zurückbleiben hinter den Forderungen der Zeit anklagen, immer und überall, so viele Ueberwindung es sie auch kosten mag, hinzufügen: von Preußen freilich könne gar keine Rede seyn, es sey zur Nullität herabgesunken? Nein, der Metternich ist nicht an Allem

schuldig; wir müssen weiter zurückgehen. Nach unserer Ueberzeugung hat sich nichts so bitter an Oesterreich gerächt, als daß es das Andenken eines so großen Regenten, wie Joseph II. war, verkommen ließ. An ihm hat man sich versündigt von den entgegengesetztesten Seiten her, von der liberalen ebenso wie von der conservativen. Es ist eine merkwürdige Inconsequenz, mit welcher die aufgeklärten und liberalen Schriftsteller Joseph II. immer nur unter dem Gesichtspunkte des aufgeklärten Despoten darzustellen suchen, während sie bei Friedrich II., an welchem diese Seite doch gewiß noch viel stärker und ausgeprägter war, dieselbe entweder ganz ignoriren oder doch so leicht als möglich darüber hinweggehen. Freilich ist einem Friedrich mehr gelungen als einem Joseph, wiewohl auch hierüber die landläufigen Anschauungen sehr der Berichtigung bedürfen; denn was ist von der Monarchie Friedrichs des Großen übrig geblieben, außer dem bloßen Namen, dem leeren Schall der hochtrabenden, in sich nichtigen und unbegründeten Tradition? Und man darf nicht die Nachkommen allein anklagen und ihnen die Frage ins Gesicht schleudern: was habt ihr aus Preußen gemacht? Nein, der Staat Friedrichs des Großen ist noch immer das, wozu er selbst ihn gemacht hat, und er kann nicht anders werden, ohne mit seinen Traditionen radikal zu brechen: sint ut sunt, aut non sint. Er hat seinen Militärstaat auf das soldatische Junkerthum gegründet, und auf diesem ruht er noch als auf einem rocher de bronze; nur daß sein Genie fehlt, „ich meine sein Geist", und daß daher jetzt Alles in der widerwärtigen, häßlichen Gestalt sich zeigt, was von seinem Geiste bestrahlt groß und herrlich erschien — ein glänzendes Elend. Und dennoch ist ihm unstreitig mehr gelungen, dem kalten, staatsklugen König mehr als dem humanen, gutmüthigen Kaiser. Aber woher rührt das? Geben sich in Friedrichs Wort, daß er sich nur für den ersten Beamten des Staats ansehe, aufgeklärtere und volksthümlichere Grundsätze kund als in dem Verhalten Josephs, der ebenfalls seine ganze Thätigkeit dem Staate widmete? In unsern Augen hat das berühmte Wort keine andere Bedeutung als diese, daß der König sich selbst für den Staat hielt, daß er sich ihm ganz hingeben wollte,

aber dafür auch erwartete, daß der ganze Staat mit allen seinen geistigen und materiellen Kräften ihm und seinem Ehrgeiz zur Verfügung stehe. Oder waren Friedrichs französische Spitzbuben und Kaffeeschnuffler, seine Regie und Zahlenlotterie, deren Blutgeld auf Ritterakademien und Cadettenhäuser verwendet wurde, populärer und weniger gegen den Zeitgeist, als was Joseph II. für sein Volk gethan? Das wird niemand behaupten wollen; im Gegentheil macht man diesem ja zum Vorwurf, daß er ein Idealist und Tugendschwärmer war, der hochherzige Vertreter aller Humanitätsideen. Das war Friedrich freilich nicht, sondern der Mann des kalten Verstandes, der glänzendste Repräsentant der französisch-vornehmen, das Volk verachtenden Weisheit seiner Zeit. „Wir können uns beide in keinem anschaulicheren und lehrreicheren Bilde nebeneinander stellen, als wenn wir in Joseph den idealen, weitschweifenden Kaiser uns denken, in der Weise der ausgezeichnetsten und liebenswerthesten seiner Vorgänger, in Friedrich aber den klugen Landesfürsten, der ganz sicher und reell seine Hausmacht überall auszudehnen und zu befestigen sucht, um damit dem Kaiser und Reich desto gewisser auf jedem Schritt in den Weg treten zu können." So haben wir vor Jahren schon in einem populären Werk (Allgem. Weltgeschichte von Dr. J. F. Faber. Stuttgart 1858. III. Thl. S. 122 ff.) die beiden Herrscher in Parallele zu stellen gesucht. Seitdem haben sich die kleindeutschen Historiker in das Bild des trotzigen Vasallen verliebt und pflegen die ganze preußische Geschichte unter dem Eindruck der historischen Scene darzustellen, wie Heinrich der Löwe den vor ihm knienden Kaiser Barbarossa von sich stößt, um nicht Deutschlands Kraft an eine fremde Idee zu setzen, sondern das nationale Königreich auszubreiten und die Wenden an der Spree zu bekehren. Es bedarf keiner hervorragenden Veranlassung, wie die neuestens in Frankfurt gegebene, um mit diesem Bilde die schmerzlichsten Empfindungen in jedem deutschen Gemüth hervorzurufen.

So hat der König dem Kaiser den Rang abgelaufen — „dem Schlauen, Vielgewandten ward der schöne Preis zu Theil." Darum aber zu meinen, der Kaiser Joseph sey wie ein Meteor aufgestiegen und wieder verschwunden, er habe nirgends tiefer haftende

Spuren seiner reformatorischen Thätigkeit hinterlassen, das wäre denn doch auch eine durchaus irrige und verkehrte Ansicht. So sehr sie sich selbst widerspricht, so finden wir sie doch bis auf den heutigen Tag auch bei Schriftstellern, welche die Prätension erheben, mit den österreichischen Zuständen in ganz ungewöhnlichem Grade vertraut zu seyn. Auch der neueste, Alois Springer in seiner Geschichte Oesterreichs, geht von der Voraussetzung aus, die Reformen Josephs seyen an dem österreichischen Staate spurlos vorübergegangen. Nach seiner Darstellung gewinnt es fast den Anschein, als habe sich der volksbeglückende Drang des Kaisers, wie bei den römischen Cäsaren das Bewußtseyn ihrer schrankenlosen Allgewalt, bis zur eigentlichen insania verstiegen. Er läßt ihn die freilich durchaus ungeschickte und auch den unbefangenen Sinn zur Opposition herausfordernde Verordnung erlassen, nach welcher man die Todten in einen Sack stecken und die Grube mit Kalk zuwerfen sollte. Damit ist der Kaiser auf dem Gipfel der Verkehrtheit angekommen, er hat die ganze Welt gegen sich, und nun zerrinnt ihm die ganze Arbeit seines Lebens wie Sand zwischen den Fingern. Und doch kommt auch dieser Geschichtschreiber, der sein Vaterland für den todten Löwen ansieht, gegen welchen er mit dem muthwilligen nationalvereinlichen Eselshuf ungestraft ausschlagen dürfe, auch er kommt immer und überall wieder auf Joseph II. zurück und findet nirgends seine Spuren ganz verwischt. Wie ließ sich dieses auch anders erwarten? Wenn man noch jetzt mit immer sehnsüchtiger werdender Erinnerung von einem josephinischen Zeitalter spricht, und vor wenigen Jahren noch auf die letzten Veteranen aus jener Periode der Toleranz als auf die wohlthuendsten Erscheinungen in einer seitdem wieder so weit zurückgekommenen Zeit hinweisen konnte, so ist ja dieses der unzweideutigste Beweis dafür, daß es ein josephinisches Zeitalter gegeben hat, d. h. daß des Kaisers Bestrebungen bei den Edelsten und Besten seiner Zeit Wurzel faßten, daß sie auch an der Menge nicht spurlos vorübergingen, und daß nur die Ungunst einer späteren Zeit daran schuldig ist, daß sie nicht noch reichlichere Früchte getragen haben. Ja, was bedürfen wir weiter Zeugniß? Ist nicht das ganze neue Oesterreich, der

staunenswerthe geistige Fortschritt, den dasselbe in wenigen Jahren gemacht hat, so daß, um nur Eines anzuführen, die Wiener Zeitungen bereits an der Spitze der deutschen Journalistik stehen — ist nicht dieses neue Oesterreich der beste Apologet für Joseph II.? legt es nicht den unwiderlegbaren Beweis des Erfolgs, des Geistes und der Kraft dafür ab, daß seine Saat im Verborgenen fortkeimte, und je länger zurückgehalten, nur um so kräftiger aufgegangen ist? Der Reformer arbeitet immer für die Zukunft noch mehr als für die Gegenwart; der Späterkommende schneidet oft erst, was der Vorangegangene gesäet hat. So ist der Kaiser Franz Joseph in die Ernte des großen Kaisers vor ihm getreten, er hat dessen Wirksamkeit erst recht zur Anerkennung gebracht und mag darin die beste Bürgschaft dafür finden, daß auch seine Arbeit niemals verloren seyn wird.

Aber man findet vielleicht, daß wir das Verhältniß der beiden Männer zu einander bisher zu äußerlich aufgefaßt haben; man gibt wohl zu, daß die Stellung beider zu ihrer Zeit viele Aehnlichkeit habe, daß einer wie der andere um die Wiedergeburt des Kaiserstaats bemüht gewesen sey; aber in ihrem Charakter, wird man einwenden, sey nichts Uebereinstimmendes, ihre Ansichten gehen, so vielfach ihre Zielpunkte auch zusammentreffen, doch himmelweit auseinander. Welche Gemeinschaft, so wird man fragen, hat der österreichische Regent, unter welchem das Concordat geschlossen worden, mit dem Urheber des Toleranzediktes? Stimmen sie nicht zusammen wie Licht und Finsterniß? Ja, das Concordat ist freilich der große Stein des Anstoßes, über welchen so Viele bis jetzt noch nicht hinwegzukommen vermögen, das bedenkliche Aber, das auch denen, welche sonst die Entwicklung Oesterreichs mit Theilnahme und Vertrauen begleiten, immer aufs Neue wieder aufsteigt. Hätten wir etwa vor vier Jahren schon öffentlich bekannt, in welches Verhältniß wir den gegenwärtigen Kaiser bereits damals zu Joseph setzten, so würde uns nicht allein Herr v. Vincke, der Heißsporn des protestantischen Nordens und der unverfälschten preußischen Tradition, der für die preußischen Landwehrmänner eine Pestansteckung fürchtet, wenn sie mit den ketzerischen Grenadieren Oesterreichs in einer Linie

stehen müßten, nein viele sonst ganz gutmüthige und aufgeklärte Leute würden uns zugerufen haben: eher mit einem Torrequemada oder Alba ist er zusammenzustellen als mit dem glorreichen Märtyrer der Toleranz und Glaubensfreiheit. Nein, auch wir sind keine Freunde des Concordats; nicht bloß unser protestantisches Gewissen sträubt sich gegen die darin enthaltenen Beeinträchtigungen der religiösen Freiheit, sondern ebenso erkennen wir in demselben auch einen verhängnißvollen politischen Fehler, der nur mit großer Anstrengung wieder gut gemacht werden kann. Warum haben wir also doch nicht eingestimmt in dieses wilde Geschrei gegen das Concordat? warum haben wir uns durch dasselbe nicht irre machen lassen, und ehe noch das Protestantenpatent als Gegengewicht erschien, nicht gezweifelt, daß auch in religiöser Beziehung der Kaiser Franz Joseph in die Bahn seines Vorgängers werde eintreten müssen?

Man lege es uns nicht als Selbstgefälligkeit aus, wenn wir antworten: weil wir denn doch die Geschichte der früheren Zeit, sowie die gegenwärtigen Verhältnisse und ihre Nothwendigkeiten etwas genauer kannten als die Masse derer, welche nichts anderes wissen und kennen als ihre Stichworte, die paar abgedroschenen Phrasen über Aufklärung und ultramontane Finsterniß, über schwarze Vögel und braune Kutten von der einen und die großen Errungenschaften der Neuzeit von der andern Seite. Dem Concordat und dem Toleranzedikt sahen wir von Anfang an dasselbe Motiv zu Grunde liegen: den Versuch, ein geistiges Einheitsband für die durch so viele materielle Interessenverschiedenheiten getrennten Glieder des österreichischen Kaiserstaats zu finden. Bei Joseph II. war gewiß das religiöse Interesse vorherrschend, aber ebenso wenig dürfen wir daran zweifeln, daß ihn auch sehr klar erkannte politische Rücksichten bei seinen Schritten auf diesem ihm so besonders angelegenen Gebiete leiteten. Joseph wollte einen österreichischen Einheitsstaat gründen; alle trennenden Schranken sollten zwischen den Gliedern desselben hinwegfallen; die stärkste und tiefgehendste von allen war die confessionelle Verschiedenheit; also war diese vor allem andern zu beseitigen. Wer wollte läugnen, daß dieser Gedanke ihm die stärksten Antriebe auch für seine religiös-

reformatorische Thätigkeit gegeben habe? Ganz von demselben Gesichtspunkte aus aber wurde auch das Concordat unter Franz Joseph geschlossen. Man suchte nach der besten Form, nach dem stärksten, zugleich innerlichen und äußerlichen Band für die Einheit des Reichs, und glaubte kein sichereres finden zu können als die Einheit der katholischen Kirche. Durch sie sollte insbesondere die geistliche wie die weltliche Aristokratie der verschiedenen Kronländer zusammengehalten werden und in diesem Verband die sonstigen, nationalen und anderweitigen Bestrebungen paralysiren. Man kann diese Berechnung falsch finden, wie sie sich ja auch im Erfolg als durchaus verfehlt erwiesen hat, aber man wird wenigstens begreifen, daß ihr ein Gedanke, ein Bedürfniß, das man im Augenblick nicht anders zu befriedigen wußte, zu Grunde lag.

Ohne Personen und Verhältnisse im Einzelnen zu kennen, muß man sich der ganzen Natur der Sache nach die Entstehung des Concordats in dieser Weise denken. Daß sich hierarchische Einflüsse mit Lust herzudrängten und sich der Sache zu bemächtigen suchten, versteht sich freilich von selbst. Durchaus oberflächlich und falsch aber ist die Ansicht derer, und ihre Zahl ist Legion, die nichts anderes zu sagen wissen als: Oesterreich ist eben ein ultramontaner Staat und das Concordat ist nichts als das neueste Symptom und Produkt seines hundertjährigen Obscurantismus. Wissen denn diese Leute nur auch näher, was sie mit dem Wort Ultramontanismus sagen? Wir berufen uns auch hier wieder auf den intimsten Kenner österreichischer Zustände, auf den mehrerwähnten Geschichtschreiber Springer, welcher uns belehrt, was freilich jeder einigermaßen Unterrichtete schon vorher wissen konnte, daß der katholische Charakter eines Landes sich nirgends weniger bemerklich macht als in Oesterreich. Seine Darstellung geht zwar nur erst bis zum Jahr 1848, die Zeiten des Concordats sind dem zweiten Band seiner „Geschichte Oesterreichs“ vorbehalten; aber schon nach diesem bis auf 1848 reichenden Zugeständniß läßt sich sagen, daß, da das Concordat wenigstens seit den letzten vier Jahren faktisch nahezu ganz außer Wirkung getreten ist, die Zeit des Ultramontanismus in Oesterreich nur von sehr kurzer Dauer gewesen seyn müßte. Der Kaiser Franz

insbesondere, von dem sich die Unwissenheit des aufgeklärten Publikums eine ganz andere Vorstellung zu machen pflegt, wies jeden hierarchischen Uebergriff mit derselben Entschiedenheit und Eifersucht auf seine weltlichen Herrscherrechte zurück, wie nur Joseph II. selbst. Die Jesuiten und andere propagandistische Orden hatten so wenig Erfolg, daß ihre vergeblichen Anstrengungen halb lächerlich und halb bemitleidenswerth erschienen. Wenn, so faßt dieser Historiker sein Urtheil zusammen, in Oesterreich Beschwerden in religiöser Hinsicht laut wurden, so waren sie mehr der Ausdruck von Befürchtungen in Beziehung auf etwas, das möglicherweise kommen könnte, als der Unzufriedenheit über etwas wirklich vorhandenes. Dieses Urtheil findet wohl seine Anwendung auf derartige Klagen auch an den meisten andern Orten, wo man aus einer vagen Aufklärung heraus über Dinge spricht, von denen man kaum die oberflächlichste Kenntniß hat, während man mit seinem Licht jegliche Finsterniß durchdringen zu können glaubt. Daß es aber für Oesterreich mehr als für irgend einen andern Staat zutreffen muß, leuchtet von selbst ein, sofern hier die Bevölkerung so überwiegend katholisch ist, daß die meisten Veranlassungen zu Geltendmachnng eines specifischen Katholicismus, welche anderswo aus dem Nebeneinanderseyn der Confessionen entspringen, von selbst wegfielen. Eben als ein fast durchaus katholisches Land in confessioneller Beziehung war Oesterreich weniger katholisch im dogmatischen Sinn; weit weniger auf jeden Fall als Preußen protestantisch. Man wird nicht behaupten können, daß dort eine ultramontane Richtung sich des Staatsoberhaupts und der ganzen Politik seiner Regierung in dem Grade bemächtigt habe, wie es hier mit dem Pietismus und Muckerthum unstreitig der Fall war. Die österreichischen Kaiser von Joseph II. an waren ohne Frage religiös unbefangener, indifferenter, wenn man will, als die preußischen Könige seit Friedrich II. Die Traditionen, wenn man sie auch nicht so pomphaft zur Schau trug, ja wenn man sie sogar zu verläugnen schien, haben dort doch tiefer nachgewirkt als hier, wo man sie beständig im Munde führt und ihnen in jedem Augenblick nach den verschiedensten Seiten hin ins Angesicht schlägt.

Doch das bei Seite. Das Concordat war ein aus dem Drang der Umstände hervorgegangenes Experiment, und es schlug fehl. Seine Hauptwirkung war eine Verstärkung der kirchlichen Aristokratie, und diese diente nun nicht, wie man es wohl erwartete, als Gegengewicht gegen die politischen Tendenzen der nationalen Aristokratie, sondern sekundirte vielmehr denselben. Es war dieselbe Erscheinung, welche Joseph II. voraussah, als es sich um die Gründung einer deutschnationalen Kirche handelte, und deren Voraussicht ihn, was bei seinen religiösen Grundsätzen so auffallend erscheint, abhielt auf Plane ernstlicher einzugehen, von denen man hätte voraussetzen sollen, daß er sie mit beiden Händen ergreifen werde. Mehr als sonst etwas fürchtete er den „Undank" der geistlichen Aristokratie, von welchem es ja auch in dem neuen Oesterreich nicht an flagranten Beispielen fehlt. Kirchenfürsten, die sich aufrichtig und energisch zu der Einheit des Staats und seiner Souveränetät bekennen, sind eine so große Seltenheit, daß man ihnen als besonderes Verdienst anzurechnen pflegt, was einfach ihre Pflicht wäre. Von dem Augenblick an, da die Idee der constitutionellen Staatseinheit in Oesterreich zur Geltung zu kommen und das alles übrige sich unterordnende Princip zu werden begann, mußte das Concordat seine Bedeutung und Wirksamkeit verlieren. Und nun sehen wir den Kaiser Franz Joseph vom entgegengesetzten Ausgangspunkt demselben Ziele zugetrieben, bei welchem zuletzt auch Joseph II. ankam. Jener ging vom Concordat aus und sah sich mehr und mehr genöthigt, die Grundsätze des josephinischen Toleranzedikts einzuführen; umgekehrt fing dieser mit dem Toleranzedikt an, wurde aber durch die Verhältnisse dahin gebracht, daß er zuletzt in einer Art von Concordatsverhältniß zu dem Papste stand. Er hörte nämlich auf, diesem die bekannten brüsken Abfertigungen zu Theil werden zu lassen, weil er einsah, daß man in solcher cavaliermäßiger Manier nicht die Angelegenheiten großer Länder schlichte, und setzte sich zu dem Oberhaupte der Kirche in ein wenigstens äußerlich anständiges Verhältniß, bei welchem einer den andern bis auf einen gewissen Grad gewähren ließ, der Kaiser die Autorität des Papstes nicht geradezu negirte, und dieser den Reformen des Kaisers kein direktes

und absolutes Hinderniß in den Weg legte. Ein ganz ähnliches Verhältniß des gegenseitigen Gewährenlassens hat sich aber auch zwischen den beiden gegenwärtigen Vertretern der höchsten weltlichen und geistlichen Gewalt hergestellt. Das Concordat ist formaliter und legaliter noch nicht in Abgang dekretirt, aber seine Kraft ist gebrochen und die Entwicklung geht allmählig überall über seinen Sinn und Geist hinaus. Nach unserer Ueberzeugung wird auf diesem Wege Ersprießlicheres zu Stande kommen als durch den schärfsten Principienkampf.

Die verschiedenen Phasen, welche Kaiser Joseph in kirchlicher Beziehung durchlaufen hat, sind so wenig allgemein bekannt, er gilt in der Voraussetzung der aufgeklärten Nichtswisser so ganz nur für den starren Reformer, der jede Vermittlung zurückgewiesen und in seinem letzten Willen noch das Toleranzedikt als unantastbares Vermächtniß hingestellt habe, daß es nicht am unrechten Platz seyn wird, hier eine kurze Darstellung seiner Wandlungen zu geben. Unbekanntes soll dieselbe nicht enthalten, aber Vielen ist auch das längst Bekannte noch immer neu.

Daß Josephs Aufklärung eine von der Friedrichs II. gründlich verschiedene war, dürfen wir wenigstens als allgemein bekannt und zugegeben voraussetzen. Der Grundsatz des einen, daß in seinen Staaten jeder nach seiner eigenen Façon selig werden könne, scheint zwar mit der Toleranz des andern der Sache nach auf dasselbe hinaus zu kommen. Aber Joseph achtete die Religion wirklich, er war kein frivoler Indifferentist und Spötter. Daher kam es gerade, daß er so viel Mühe und Sorge hatte, während es sich Friedrich mit Leuten von jeder Façon, selbst mit den Jesuiten, so bequem machte und sich ihrer Machinationen gegen den Kaiser zu bedienen suchte. Damit, daß er behauptete, sich nirgends in Glaubenssachen mischen zu wollen, sondern nur um die res circum sacra, um die äußere Disciplin und die zur Competenz des Staats gehörigen Grenzgebiete zu kümmern, täuschte er freilich sich selbst, sofern eben auch diese Dinge Glaubenssachen sind und mit dem dogmatischen Lehrbegriff aufs genaueste zusammenhängen. Ebenso gewiß aber ist, daß er von Anfang an hauptsächlich nur jeden Eingriff des heiligen

Stuhls als einer auswärtigen Macht in die inneren Angelegenheiten seines Reichs abzuwehren bemüht war. Das war das leitende Princip, wie sich solches in dem später aufgestellten Grundsatz aussprach, daß der päpstliche Nuntius in keinem andern Verhältniß zu der kaiserlichen Regierung stehe als der Gesandte jeder andern Macht auch, und ebenso in der Correspondenz, welche der Staatskanzler mit dem Nuntius Garampi führte. Auf eine Beschwerde desselben wegen der Mönchsorden, denen der Kaiser den Verkehr mit Rom untersagte, setzte ihm Kaunitz ganz genau die Schranken aus einander, die Joseph zwischen seiner und der päpstlichen Regierung gezogen haben wollte, ohne sich dabei auf irgend einen dogmatischen Punkt einzulassen. Als der Nuntius diese Art von Concordat nicht recht anerkennen wollte und Vorstellungen dagegen machte, die übrigens in sehr bescheidenem Tone gehalten waren, so entgegnete der stolze Staatskanzler ganz kurz: „Da es der Wille Seiner Majestät ist, daß man sich künftighin in keine Untersuchung der Materien einlasse, worüber Sie Ihre Meinung in dem angeführten Billet vom 19. d. M. erklärt haben, so muß der Hof- und Staatskanzler sich darauf einschränken, den Herrn Nuntius davon zu benachrichtigen."

Das war deutlich und scharf genug; an sich aber stand es keineswegs im Widerspruch mit den Grundsätzen und dem usus der österreichischen Regierung, wie er auch unter der frommen Maria Theresia bestanden hatte, die der Anwendung der Bullen unigenitus und in coena domini stets den festesten Widerstand entgegensetzte. Auch von den angesehensten Kanonisten und von einem großen Theil der deutschen Bischöfe wurden diese Grundsätze getheilt, so daß man nicht sagen kann, der Kaiser habe durch ihre Geltendmachung das religiöse Bewußtseyn seiner Zeitgenossen verletzt. Vielmehr hatte er alle ernster denkenden, wahrhaft frommen Katholiken hiebei auf seiner Seite. Einen unangenehmen Charakter nahmen die Dinge, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, erst dadurch an, daß sich unberufene Dritte darein mischten; wir meinen den bekannten Erzbischof Clemens Wenzel. Auf dessen Drohbrief, worin er einen Wink von den ewigen höllischen Strafen fallen ließ, antwortete Joseph in einem

für einen Kaiser allzu-lustigen und leichtfertigen Ton: „Ich habe den Brief so eben empfangen, welchen Ew. Hoheit beliebt hat, an mich zu richten. Ich sehe, daß wir auf einerlei Wege sind. Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, da ich mich in der Religion genau an die Sache halte und nur den Mißbräuchen wehre, die sich in dieselbe eingeschlichen und ihre Reinigkeit entstellt haben. Ihre Briefe sind ganz tragisch und meine ganz komisch, und obschon Thalia und Melpomene als Schwestern auf dem Parnasse nicht immer zusammengehen, so erlauben Sie mir doch, den Zeitpunkt zu erwarten, wo unsere Schwestern, Abkömmlinge vom Helikon, sich näher verbinden. In der Erwartung u. s. w." — Dieses Billet ist so charakteristisch für Josephs ganze Sinnes= und Ausdrucksweise, daß es hier wohl angeführt zu werden verdiente. Den zweiten Theil findet man vielleicht weniger treffend als den ersten, die Anführung der beiden Schwestern Thalia und Melpomene ein kein wenig pedantisch. Die Hauptsache aber ist, daß auf diese Weise die ernsthafte Sache zu einem Skandal gemacht wurde.

Bekannt ist, daß Joseph durch alle solche Vorstellungen sich nicht irre machen ließ, sondern dadurch nur noch mehr angestachelt wurde. Bei dem Besuch, den Pius VI. so unklug war in Wien zu machen, benahm sich der Kaiser ebenso höflich, wie der Staatskanzler unartig gewesen seyn soll; der Papst aber redete in den Wind und machte durch die Vergeblichkeit seiner so pomphaft unternommenen Reise seine Sache nur noch schlimmer. Ein Investiturstreit über die mailändischen Bischofsitze, ganz in der Weise der mittelalterlichen Fehden zwischen Kaiser und Papst, trieb die Entzweiung auf die Spitze. Das Breve des Papstes in dieser Angelegenheit streifte nahe an eine Bannbulle; der Kaiser nahm es nicht an, sondern schrieb dem Papst, er versehe sich zu der Gerechtigkeit Seiner Heiligkeit, daß er nach dem Urheber dieses „angeblich" päpstlichen Schreibens (als welchen er einen deutschen Jesuiten vermuthete) fahnden und ihn zur Strafe ziehen werde. Der förmliche Bruch, die gänzliche Losreißung der österreichischen Geistlichkeit von Rom schien unvermeidlich, als der Kaiser plötzlich wieder einlenkte, zwar keinen seiner früheren Schritte eigentlich zurücknahm,

aber auch nicht weiter vorwärts ging und sich namentlich alles dessen enthielt, was den Papst reizen und das Verhältniß zu ihm erbittern konnte. Die Gründe, die ihn hiezu bewogen, kennen zu lernen, ist für uns das Interessanteste.

War die Reise des Papstes nach Wien ein politischer Fehler und Verstoß gegen die Etikette der Curie, so wurde die Reise des Kaisers nach Rom noch verhängnißvoller, in ähnlicher Weise wie die Römerzüge der alten Kaiser. Sein Besuch war freilich friedlicher Natur; er kam nicht mit Rittern und Reisigen, deren Gebeine die wälsche Erde verschlang, auch kann man nicht sagen, daß er sich eigentlich bekehren oder von italienischer Feinheit überlisten ließ. Aber zu einer ganz andern Ansicht der Dinge wurde er doch gebracht. Die damaligen Gesandten Frankreichs und Spaniens in Rom, Bernis und Azara, welche mit den vielseitigen Beziehungen dieser Angelegenheiten vertrauter waren, lehrten ihn nämlich dieselben erst recht aus dem politischen Gesichtspunkt betrachten. Sie stellten ihm vor, wie er, je mehr er sich vom Papst entferne, um so mehr der geistlichen Aristokratie in die Hände fallen müsse. Eine seiner ersten kirchlichen Reformmaßregeln war, daß er die so übermäßigen Einkünfte der Erzbischöfe und Bischöfe, namentlich in Ungarn, bedeutend reducirte. Diese geistlichen Würdenträger aber waren lauter Mitglieder der hohen Aristokratie, so daß er mit den über die Schmälerung ihres Einkommens erbitterten Bischöfen den ganzen Adel und mit diesem die ganze Nation auf den Hals bekam. Die Bischöfe waren also die grundsätzlichsten Gegner aller seiner politischen und religiösen Reformen; wollte er diesen nicht ganz entsagen, so mußte er den Papst als Rückhalt gegen die geistliche Aristokratie haben. Er war in der peinlichen Alternative, daß er die Reformen, die er im Sinn hatte, entweder gar nicht oder nur mit päpstlicher Approbation, d. h. also nur verstümmelt und in provisorischer, ephemerer Weise durchführen konnte.

Ohne Zweifel war dieß der Hauptgrund, welcher den Kaiser zum Einlenken bestimmte: er entsagte dem Radikalismus in geistlichen Dingen, um in politischen freiere Hand zu bekommen. Es war aber nicht dieses allein, sondern seine Grundsätze hatten von

vorneherein keine feste Haltung; er war gerade kein Radikaler, sondern ein Mann der Vermittlung, und als solcher inconsequent und unstet nach beiden Seiten. Er stand, wie wir ihn oben geschildert haben, mitten inne zwischen einem „die Form für die Sache nehmenden" Bigottismus und einer die Sache mit der Form wegwerfenden Frivolität, welcher Kaunitz, Friedrich II. und alle Anhänger der vornehmen, französisch-philosophischen Bildung huldigten. Diese rechte Mitte inne zu halten, ist aber für Jeden um so schwerer, je aufrichtiger seine Ueberzeugung, je redlicher sein Wille ist. Wie er daher, als es zur Entscheidung kam, nur die Wahl hatte zwischen geistlicher Aristokratie und päpstlicher Monarchie, so war er hier in die nicht weniger kritische Alternative zwischen frivolem Radikalismus und päpstlichen Positivismus gestellt. Wenn er dem letzteren sich auch nicht unbedingt in die Arme warf, so floh er doch jenen noch mehr und näherte sich unmerklich jener Doktrin, welche von der Religion mit allen ihren Aeußerlichkeiten zwar im Grund des Herzens sich frei weiß, aber sie doch auch wieder als etwas für die Bedürfnisse des Volks Unentbehrliches ansieht und ihr darum eine gewisse Achtung nicht versagt. Der rücksichtslose Reformer wurde also ein doktrinärer Reaktionär und war es eigentlich von Anfang an.

So ließ sich Joseph das Ziel entgehen, nach welchem die größten deutschen Kaiser umsonst gestrebt hatten, und das ihm näher gelegt war als irgend einem andern vor ihm: die Gründung einer deutschen Nationalkirche, unabhängig von Rom. Dieses war ihm geboten durch die bekannten Emser Punktationen, in welchen die deutschen Erzbischöfe dem Wesen nach dasselbe bischöfliche Kirchenrecht dem päpstlichen gegenüberstellten, zu welchem sich von Anfang an auch der Kaiser in Beziehung auf seine Staaten bekannt hatte. Sie forderten ihn auf, wenn der Papst innerhalb zwei Jahren nicht auf ihre Propositionen eingehe, ein deutsches Nationalconcil zu berufen. Warum ergriff Joseph diese Gelegenheit nicht begierig, sondern verhielt sich eher kühl und ablehnend dagegen? Er war von öffentlichen Versammlungen überhaupt kein Freund, weil er der eigenen Einsicht und Redlichkeit mehr vertraute als der dissona vox einer durch allerlei Vorurtheile und Sonderinteressen gespaltenen Menge.

Aber es kamen für ihn auch noch ganz specielle politische Gründe hinzu: er scheute die Oligarchie der Erzbischöfe, wie sie seiner kaiserlichen Autokratie mißtrauten. Während er mit dem Kaiser über die Autonomie der Kirche und ein deutsches Concil verhandelte, betrieb der Erzbischof von Mainz die Errichtung des alsbald weiter zu erwähnenden deutschen Fürstenbundes gegen ihn. So kehrte für Joseph in Beziehung auf Deutschland dieselbe Lage wieder, in welche er sich in seinen Erblanden gebracht gesehen hatte. Die Erzbischöfe, je mehr er sie von der päpstlichen Gewalt emancipirte, halfen nur um so mehr die Opposition seiner politischen Gegner verstärken, gerade wie die Bischöfe in Ungarn. Daher kam er hier wie dort auf dasselbe System des Transigirens, der halben Maßregeln; er suchte den Papst durch die Erzbischöfe und diese durch jenen im Zaum zu halten. Mittlerweile suchte er für sich seinen Toleranzgrundsätzen gemäß durchzusetzen, was nach den Umständen möglich war.

Es ist gewiß von höchstem Interesse, einen Mann wie den Kaiser Joseph so mitten in den von allen Seiten ihn hemmenden Schwierigkeiten zu sehen, daß er nicht thun kann, was er möchte, und thut, was er nicht thun will, daß er nicht bloß äußerlich von dem vorgesteckten Ziel abkommt, sondern auch innerlich bei allem Festhalten an seinen Grundsätzen ein ganz Anderer wird. Wir haben schon mehrfach angedeutet, wie der Kaiser Franz Joseph den entgegengesetzten und doch einen so ganz ähnlichen Gang nahm. Es ist nicht nöthig, die Parallele nach den einzelnen Stadien desselben zu ziehen; schon der eine Gegensatz des aristokratischen und monarchischen Interesses, den wir so eben bei Joseph II. eine so große Rolle spielen sahen, und welcher ebenso in der Regierungsgeschichte Franz Josephs auf jedem Punkte hervortritt und alles Uebrige beherrscht, wird genügen, die Aehnlichkeit der Verhältnisse recht anschaulich darzulegen. Der einzige Weg, um aus allen Schwierigkeiten herauszukommen, wäre auch für Joseph ohne Zweifel der constitutionelle gewesen; die Mittelstellung, die er in den letzten Jahren seines Lebens einnahm, war nur eine provisorische, bei welcher die vertagten Conflikte jeden Tag wieder ihren Ausbruch nehmen konnten. Ob er wohl trotz seiner schon öfters erwähnten Abneigung gegen

alles Repräsentative, nicht endlich doch auch noch auf diesen Weg gekommen wäre? Auf jeden Fall zeigt sich uns von hier aus am deutlichsten, welch großer Gewinn es für die Gegenwart ist, daß der Kaiser Franz Joseph ihn betreten hat. Für Oesterreich ist das Verfassungspatent am allerwenigsten ein Fetzen Papier; hier ist es ein Bedürfniß, und eben deßwegen hat es auch eine wirkliche Basis, eine Gliederung faktischer socialer Verhältnisse, denen es entwachsen ist, auf welchen es beruht. Das war allerdings zu Josephs Zeiten noch nicht also. Damals hatte der Kaiser alle Ursache, sich vor Versammlungen zu scheuen, in welchen nichts als das Vorurtheil und die Selbstsucht der Aristokratie einen Ausdruck fand. Der Adel hatte noch nicht die Stellung, die er heute in dem Güterleben der Monarchie einnimmt, und die ihn, mit Ausnahme der aristokratisch-nationalen Fraktionen, so vortheilhaft unterscheidet von dem habsüchtigen, feudal-reaktionären Junkerthum anderer Staaten. Er hatte diese Stellung noch nicht, weil der dritte Stand die seinige auch noch nicht hatte, weil es eben auch eine der Bestrebungen Josephs war, die wie seine religiösen Reformen zwar auch kein reines und entscheidendes Resultat zur Folge hatten, aber doch auf jeden Fall unendlich viel Gutes hinterließen, das erst später zu vollkommenerer Geltung kam, daß er den Landmann erleichtern, ihn unabhängiger stellen, einen dritten Stand schaffen wollte. Besonders interessant ist die Unterredung, welche der Kaiser mit dem Grafen Chotek über diesen Gegenstand hatte. Um diesen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß der Nutzen des einen Standes auch der Vortheil des andern sey, hatte er ihm unter Anderem gesagt: „Lieber Chotek, ist es nicht besser, wir lassen den Bauern etwas nach, als daß sie uns gar nichts geben?“ Als der Graf meinte, man könne die Widerspenstigen ja immer mit Gewalt zur Leistung ihrer Schuldigkeit anhalten, erwiederte ihm der Kaiser: „Mit Gewalt? Die physische Gewalt ist beim dritten Stande. Glauben Sie mir, wenn der Bauer nicht will, sind wir Alle pritsch.“ — Das beweist auf jeden Fall, wie Joseph von dem dritten Stand dachte, wie frei er von jedem aristokratischen Vorurtheil war; und ebenso scheint es zu beweisen, daß der dritte Stand in Oesterreich bereits eine hohe Bedeutung gehabt

haben müsse, wenn der Kaiser so ganz in der Weise und fast mit den Worten des Abbé Siéyes sich darüber aussprach. Letzteres anzunehmen, wäre aber doch eine Täuschung. Das Wort des Kaisers spricht eine abstrakte Wahrheit aus, daß die physische Gewalt immer bei der überwiegenden Masse ist, nicht aber eine politische. Der dritte Stand hatte in dem damaligen Oesterreich ebenso wie der Adel eine ganz andere Stellung als in Frankreich, wo Regierungen in Richelieu's Geist der allgemeinen Gleichheit so bedeutsam vorgearbeitet hatten. In Oesterreich wäre wohl keine Revolution nach französischem Zuschnitt zu erwarten gewesen, aber ungarische und galizische Bauernaufstände. An solches dachte Joseph, wenn er von physischer Gewalt sprach. Wie wenig an eine Ausgleichung der Interessen auf parlamentarischem Weg zu denken war, wie viele Berechtigung der Kaiser hatte, die Durchführung seiner wohlthätigen Absichten nicht Andern anzuvertrauen, sondern sie eigenhändig zu betreiben, geht am besten aus der schließlichen Erklärung des Grafen Chotek hervor. Derselbe sollte als böhmisch-österreichischer Hofkanzler die Patente über die neue Steuerregulirung promulgiren, durch welche der Adel allerdings zunächst verlor, der Bauer aber, wie der Kaiser replicirte, sehr viel gewann. Keine Gründe und Vorstellungen aber vermochten diesen höchsten kaiserlichen Diener zur Erfüllung seiner amtlichen Pflicht zu bewegen; lieber legte er seine Stelle nieder, indem er dem Kaiser schrieb: sein Gewissen erlaube ihm nicht, seinen Namen unter eine Verordnung zu setzen, welche dem Adel so viel Unrecht zufüge.

In wie weit es noch so in Oesterreich ist, und wie es doch auch wieder ganz anders geworden ist, so daß Chotek'sche Anschauungen, so gewaltig sie sich immer noch aufbäumen, doch nur als Nachzügler einer geschlagenen Armee anzusehen sind, ist hier nicht näher auszuführen. Die aristokratische Opposition in Böhmen und Ungarn und überall ist die alte Opposition gegen Joseph II. und seine politischen Grundsätze; daß sie aber unmächtig abprallt an dem überwiegenden Streben der ganzen Nation nach staatlicher Einheit und Verschmelzung aller Sonderinteressen, das ist ebenso Josephs Werk, die Nachwirkung seiner segensreichen Thätigkeit. Wenn

er den allmächtigen dritten Stand nicht angetroffen, wenn er ihn nicht mehr erlebt hat, so hat er ihn doch geschaffen und nach sich gelassen. Wäre eine solche Nationalrepräsentation unter ihm vielleicht, ja höchst wahrscheinlich verfrüht gewesen, so ist es hauptsächlich sein Verdienst, daß sie ihrer Aufgabe jetzt in um so maßvollerer und nachhaltigerer Weise gerecht wird. Es ist in der That bewundernswerth, mit welcher Besonnenheit und Mäßigung der österreichische Reichsrath wie in Allem, so namentlich auch in religiösen Dingen vorgeht. Er hat das Concordat zur Sprache gebracht und der allgemeinen Stimme der Verwerfung desselben Ausdruck gegeben, aber er hat auch alle weiter führenden principiellen Erörterungen und Streitfragen darüber vermieden, der Entwicklung Zeit lassend und das Hauptgewicht mit richtiger Einsicht nicht auf die Doktrin, sondern auf den praktischen Erfolg legend. Daß die Ansichten sich klären und sondern, ist in Oesterreich wie anderwärts wünschenswerth und nothwendig; aber hier ist es auch mehr als anderswo wünschenswerth, daß man Zeit und Kraft nicht in glänzenden Principienkämpfen verpuffe, sondern auf das Praktische sehe. Das Concordat wird und muß nach unserer Ueberzeugung seiner Zeit auch in Oesterreich fallen; aber mit dem bloßen Federstrich wäre es nicht gethan, es muß auch etwas Positives geschaffen werden, damit an die Stelle der äußeren dogmatischen Einheit die wahre innerliche und geistige treten kann. Die Bildungsfrage ist die Hauptfrage für Oesterreich, wie das auch Kaiser Joseph recht gut wußte, wenn er an den Cardinal Herzan schrieb: „Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die Generalseminarien sind Pflanzschulen für meine Priester; die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke mit. So werden sie nach einer Anzahl von Jahren Christen seyn u. s. w.“ Nur ging Joseph gerade hier, wo er am meisten auf eigenen Füßen zu stehen glaubte, am raschesten und unüberlegtesten vor, daß sein Werk am Ende eben in dieser Beziehung die schwächste Unterlage hatte und er sich am meisten selbst betrog, wenn er meinte, er wolle dafür Sorge tragen, daß das

Gebäude, welches er für die Zukunft errichte, auch dauerhaft bleibe. Als hätte er geahnt, welch kurze Zeit ihm zur Vollendung seines Werks vergönnt sey, eilte und hastete er so sehr damit, daß er es gerade dadurch überstürzte. Der Hauptfehler dabei war die allzu reichliche Herbeiziehung und Bevorzugung fremder Lehrkräfte. Dadurch wurden, wie es gewöhnlich geht, die Einheimischen eifersüchtig und suchten das Ganze dem Volk verdächtig zu machen. Dieser Mißgriff blieb in seinen Folgen am längsten fühlbar. Einerseits erhielt sich in Oesterreich bis auf die neuere Zeit eine blinde Bewunderung dessen, was aus dem Reich kam, eine Bewunderung, die so weit ging, daß österreichische Schriftsteller, die irgend Geltung erlangen wollten, ihre Bücher in Deutschland drucken ließen und sie als fremde, ächt importirte einschmuggelten. Dadurch wurde das Selbstgefühl, das Vertrauen zur eigenen Kraft und Fähigkeit gelähmt. Andererseits aber wurde eben dadurch auch ein fortwährender Argwohn und Widerwille gegen alles Deutsche wach gehalten, welcher dem Zusammenhang Oesterreichs mit dem allgemeinen Geistesleben noch mehr im Wege stand. So trug Joseph, indem er sein Gebäude auf die dauerhaftesten geistigen Grundlagen stellen wollte, durch seinen sich überstürzenden Eifer selbst am meisten dazu bei, daß dasselbe in der Luft stehen blieb; er rief in dem Argwohn und der Eifersucht derer, denen er die größte Wohlthat zu erweisen gedachte, die schlimmsten Feinde wach, die den Ausbau alles dessen, was er begonnen, bis auf den heutigen Tag am nachhaltigsten zu hintertreiben wußten.

Das gegenwärtige Ministerium des Kultus und Unterrichts in Oesterreich scheint im Gegentheil den Meisten allzu langsam, zu schwankend von der einen und zu bedächtig von der andern Seite. Nicht nur aus Oesterreich selbst sind hierüber schon die meisten Klagen laut geworden, sondern namentlich auch unsere Ungeduld in Deutschland, die wir mehr als alles andere die volle geistige Gegenseitigkeit mit Oesterreich hergestellt zu sehen wünschten, findet die officiellen Schritte, die hiezu führen sollen, viel zu zögernd. Vielleicht ist aber gerade das festina lente hier heilsamer als große Eile und Geschäftigkeit, die ein Resultat äußerlich herzustellen sucht,

das nur auf innerlichem, organischem Wege gewonnen werden kann. Man wird nicht behaupten wollen, daß die geistige Kultur in dem durch so viele anderweitige Interessen aller Art in Anspruch genommenen Oesterreich bereits dieselbe Durchschnittshöhe erreicht habe, wie in den kleineren deutschen Staaten, wo sie seit Jahrhunderten gepflegt wurde und in dem Grade, in welchem die engen Verhältnisse jede andere Betheiligung an allgemeinen Angelegenheiten unmöglich machten, fast das ausschließliche Ziel alles höheren Strebens war. Vielleicht erreicht Oesterreich diesen Grad niemals, wie auch andere größere Staaten, welche Deutschland in vielen andern Stücken voraus sind und an der Spitze der Civilisation gehen, in Beziehung auf individuelle Humanitätsbildung demselben unläugbar weit nachstehen. Aber gewiß ist dennoch auch, daß dieses Oesterreich, das man für so weit zurückgeblieben hielt, die Welt bereits durch eine ganz unerwartete geistige Reife überrascht hat, und zwar nicht bloß durch praktische Anstelligkeit und Fertigkeit, welche man ihm immer zutraute, sondern auch durch schwungvolle Theilnahme an allen intellektuellen und idealen Bestrebungen. Die österreichischen „Autodidakten“ in ihrer liebenswürdigen Anspruchslosigkeit haben wir von jeher hoch geachtet; nun haben wir uns aber überzeugt, daß nicht bloß Einzelne, sondern daß auch die Gesammtheit des Volkes im Stillen gearbeitet hat und, wenn auch in Vielem noch zurück, in Anderem uns gleich, in Manchem voran ist. Das österreichische Volk ist fähig, sich aus sich selbst zu entwickeln, und es soll seine Entwicklung möglichst organisch und ungestört aus ihm selbst hervorgehen. Es verlangt nach der Berührung mit dem deutschen Geistesleben, es hat erkannt, daß in dieser Gemeinschaft die sicherste Garantie seines eigenen nationalen Lebens, seiner freiheitlichen Existenz liegt; eben darum aber darf ihm diese Gemeinschaft nicht äußerlich aufgedrungen und aufgepfropft werden. Der öffentliche, namentlich der höhere Unterricht wird in Oesterreich freilich vor allem in's Auge zu fassen seyn; aber man beeile sich nicht mit Einführung fremder Unterrichtsformen und Einrichtungen, die an sich besser seyn mögen, aber vielleicht gerade für die Eigenthümlichkeit des österreichischen Volkes weniger passen und mit der Abneigung gegen

die Form es zugleich mit Widerwillen gegen die Sache selbst zu erfüllen im Stande wären. Wir haben an dem Beispiele Kaiser Josephs gesehen, wie allzu rasche und gewaltsame Annäherung oft eine nur um so stärkere Entfremdung nach sich zieht.

Man hat in vielen Kreisen Deutschlands wohl etwas naive Vorstellungen von dem Bedarf an auswärtigen geistigen Kräften gehabt, der sich in Oesterreich unfehlbar kund geben werde, sobald die Schranken, die es bisher von uns getrennt gehalten hatten, gefallen seyn werden. Man stellte sich die Sache etwa vor wie in einem Lande, wo mit einemmal die Prohibitivzölle abgeschafft werden und die Spekulation nun die früher verbotenen Waaren massenhaft importirt, bis sie stinkend werden wie das Man in der Wüste. So erinnern wir uns aus dem Jahr 1848 eines berühmten Redners und Frankfurter Parlamentsgliedes, welcher seinen Wählern in Aussicht stellte: wenn erst die deutsche Einheit, wie er sie im Sinn habe, in Frankfurt hergestellt sey, so werde man Beamte und Aspiranten von allen Branchen und Fakultäten in Masse nach den österreichischen Provinzen werfen, wo dieser Artikel wegen Mangels an eigener Fabrikation stark begehrt sey und zu fabelhaften Preisen abgesetzt werden könne. Das war freilich eine captatio benevolentiae, wie sie mit der parlamentarischen Praxis und der durch Volksreden gepflegten Volksbildung gemeiniglich verbunden zu seyn pflegt; sicherlich glaubte der Mann selbst nicht an das, was er sagte, dazu hielten wir ihn doch für zu gebildet. Aber ähnliche Vorstellungen, wenn auch nicht ganz so exorbitant, haben doch wohl ganz ernsthaft in vielen deutschen Köpfen gespukt. Hievon wäre im Interesse Deutschlauds, ebenso wie in dem Oesterreichs nachdrücklichst zu warnen.

Etwas anderes scheint die Berufung einzelner hervorragender Geister und wissenschaftlicher Koryphäen zu seyn, um Wien zu einer Metropole der deutschen Intelligenz zu machen, wie es Berlin einmal gewesen ist. Hiefür glaubten auch wir bei einer früheren Gelegenheit unsere Stimme öffentlich erheben zu müssen. Wie viel dieses für sich hätte, welche Sympathien in dem einmal vorherrschend von dem literarischen Interesse geleiteten Deutschland dadurch für

Oesterreich zu gewinnen wären, leuchtet ein. Preußen ist hier mit gutem Beispiel vorangegangen und hat durch seine Professoren mehr Eroberungen gemacht, als mit allen Mobilisirungen seit bald fünfzig Jahren. Aber Preußen kann auch als warnendes Beispiel dienen; der Staat der Intelligenz ist dadurch selbst so doktrinär und löschpapieren geworden, daß selbst die Eisen- und Bluttheorie bei ihm keine Schneide mehr hat. Ein solches Professorenthum wollen wir daher Oesterreich nicht wünschen, selbst nicht, wenn es so glänzend repräsentirt wäre, wie durch Varnhagen und Humboldt. Aber offenbar ist ein Unterschied zwischen einem akademischen Prytaneum und einem naturwüchsigen wissenschaftlichen Leben, welches sich keiner wissenschaftlichen Größe verschließt, und auch die größten anzuziehen und zu tragen im Stande ist. Ein solches möchten wir allerdings in Wien gedeihen sehen, und wünschten dieß im beiderseitigen Interesse, in dem Deutschlands ebenso wie in dem Oesterreichs. Das geistige Leben in Deutschland ist, hauptsächlich durch seine bisherige Bevormundung von dem Norden, einseitig, zersetzt, blasirt geworden; das ist ja eine alte, oft gehörte Klage. Da gibt es vieles auszugleichen und aufzufrischen, dem Ganzen einen neuen Schwer- und Mittelpunkt zu geben. Daß dieser mehr nach dem Süden herab verlegt werden sollte, steht uns fest. Die Hauptstädte der süddeutschen Mittelstaaten aber, selbst München nicht ausgenommen, sind hiefür zu klein; es fehlt ihnen das großartigere politische und sociale Leben. Wien allein wäre hiezu geeignet. Die frische, unabgenützte, vielfach noch unberührte geistige Kraft Oesterreichs könnte uns so viel geben, als es von uns zu empfangen hätte; der eine Theil könnte den andern ergänzen und gegenseitig als Correctiv dienen. So denken wir uns, daß eine rechte Ausgleichung und Durchdringung zu Stande kommen, daß unsere ganze geistige Existenz, in frische Bahnen gelenkt, einen neuen ungeahnten Aufschwung nehmen könnte. Gelänge es dem Kaiser Franz Joseph, eine solche Verbindung mit Deutschland herbeizuführen, so hätte er Größeres geleistet, als dem unaufhörlich strebenden und kämpfenden Joseph II. vergönnt war. Durch dieses Eine, das freilich das Höchste ist, hätte er sich einen unverwelklichen Lorbeer verdient.

Eine ähnliche, im Grunde ganz dieselbe Aufgabe hat Oesterreich auch in religiöser Beziehung zu erfüllen. Es ist die aufrichtige confessionelle Parität, welche allein noch zu einer vollständigen politischen Einigung Deutschlands führen kann. Was von der Reformation an getrennt und durch den westphälischen Frieden nur äußerlich und scheinbar wieder zusammengefügt war, das soll wahrhaft und innerlich geeinigt werden, indem Oesterreich seinen Platz in Deutschland zurückgewinnt, den es damals verloren, weil es sich nicht auf die Höhe der Zeit zu stellen wußte. Man glaubte bisher das confessionelle Gleichgewicht dadurch herstellen zu müssen, daß man dem katholischen Staat im Süden einen möglichst starken und mächtigen protestantischen Staat im Norden gegenüber zu stellen suchte. Das war aber eine fortwährende gegenseitige Provocation, die Quelle einer nicht endenden geistigen Entzweiung. Die höhere Toleranz, deren der Protestantismus sich rühmte, war im Grund selbst aggressiv und intolerant, indem sie aus dem Bewußtseyn absoluter geistiger Ueberlegenheit hervorging, und dem andern Theil, welchen sie als den äußerlichen Unterdrücker hinstellte, die Rolle des innerlich und geistig unterdrückten anwies. Hieran war freilich der Katholicismus zum großen Theil selbst schuldig, indem er die wissenschaftliche und geistige Arbeit fast ausschließlich dem Protestantismus überließ; zu einer selbstständigen geistigen Bethätigung aber konnte er auch nie kommen in einem vorragend protestantischen Staat. Hier hatte er fast nothwendig die jesuitische Rolle, die Resultate seines Gegners äußerlich sich anzueignen, um sie als Waffe gegen ihn selbst zu wenden. Nur ein Staat, der confessionell fast ausschließlich katholisch ist, kann unbefangen genug seyn, diese Differenzen durch neidlose Aufnahme des protestantischen Bildungsprincips auszugleichen. Oesterreich war, wie wir im Früheren gezeigt haben, von Josephs Zeiten an, und schon von länger, nichts weniger als specifisch katholisch, d. h. es betonte das confessionelle Moment weit weniger, als es protestantischer Seits durch Preußen geschah; es war unbefangener, indifferenter, ja die Bevölkerung war in den für absolut ultramontan und obscurantistisch verschrieenen Provinzen von einem Verlangen nach einer freieren,

geistigeren Religiosität erfüllt, wie dieß die zahlreichen Uebertritte der katholischen Landgeistlichkeit in Böhmen am besten beweisen. Die Toleranz war hier so zu sagen passiv; was fehlte, war eine auch aktive Theilnahme an der allgemeinen wissenschaftlichen und geistigen Bewegung. Tritt der österreichische Katholicismus in diese ein, so müssen wir uns, wie gesagt, das Resultat ganz anders denken, als in den kleineren paritätischen Staaten, wo der geistigen Suffisance von der einen Seite eine beständige Verbitterung, ein rabulistisches Geltendmachen wissenschaftlicher oder juristischer Spitzfindigkeiten gegenüber stand.

Föderative Ausgleichung ist also auch hier die Aufgabe Oesterreichs; sie ist es in politischer, wie kulturhistorischer und religiöser Beziehung, wie Preußen den exclusiven Unitarismus in jeder Hinsicht als seine Mission erkannt hat. Diese Ausgleichung in religiöser Hinsicht wird nun nach unserem Dafürhalten in dem gegenwärtigen Oesterreich, unter dem Kaiser Franz Joseph, in tieferer und gründlicherer Weise angestrebt, als unter Joseph II. Das Toleranzedikt Josephs war, bei aller aufrichtigen Religiosität, durch welche er sich von dem frivolen Friedrich II. unterscheidet, doch etwas ganz negatives, inhaltloses, das sich, wie wir eben angedeutet, von des letzteren Seligwerden nach beliebiger Façon wenig unterschied. Von dem Wesen der Religion, von ihrem tieferen positiven Gehalt hatte man damals eben noch nirgends eine Ahnung; deßwegen wußte man auch die selbstständige Berechtigung der Confessionen, welche jeder wahren Toleranz zu Grunde liegen muß, noch nicht zu würdigen. Es ist das Werk des „Zeitgeistes," daß das kaiserliche Patent vom 9. April 1861 die Sache tiefer angreift und den Protestanten eine eigene organische Kirchenordnung zu geben sucht, durch welche sie eine selbstständige Stellung innerhalb des Gesammtstaates erhalten sollen, nicht bloß die individuelle, atomistische Duldung, welche eigentlich das Princip des Toleranzedikts ist. Noch steht demselben das Concordat entgegen, die Autonomie der katholischen Kirche der Autonomie des Protestantismus. Beide sind einander eigentlich diametral widersprechend, eines macht das andere illusorisch, da in einem paritätischen Staat keine Confession

absolut suo jure, ohne Berührung mit der andern leben kann. Das Concordat hat dem Katholicismus zum voraus Rechte eingeräumt, welche dem Protestantismus gegenüber Vorrechte sind, so daß dieser nur noch ein abstraktes Recht finden kann, daß seine vollständige Autonomie ebenso illusorisch ist, wie die allgemeine Gleichheit in Frankreich, bei welcher jeder Soldat einen Marschallsstab im Tornister trägt. Es ist wie mit dem Segen der Erstgeburt, welchen Jakob dem Esau vorweggenommen hat. Ein Beispiel, das wichtigste von allen, wird dieses klar machen. Der §. 14 des Patents besagt: „Für die Evangelischen beider Confessionen sind bei der Regelung und Handhabung ihrer kirchlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme lediglich und ausschließend die Grundsätze ihrer eigenen Kirche maßgebend. In Ehesachen haben vorläufig die Bestimmungen des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches über Ehehindernisse und Eheverbote in Wirksamkeit zu bleiben. Nach Feststellung des materiellen und formellen protestantischen Eherechtes und nach Kundmachung der Uebergangsbestimmungen, welche Wir zu erlassen uns vorbehalten, soll die Gerichtsbarkeit über evangelische Eheangelegenheiten ausschließend von evangelisch-kirchlichen Gerichtsbehörden ausgeübt werden."

Weiter, scheint es, kann man nicht wünschen und verlangen. Wenn man aber bedenkt, daß die katholische Kirche ihre Gerichtsbarkeit ebenso ausschließend nach ihren eigenen Rechten und Grundsätzen ausübt, und daß bei gemischten Ehen, welche hier allein in Betracht kommen, das bestehende Concordat dieser Kirche zum voraus Rechte eingeräumt hat, nach welchen bei weitem die Mehrzahl der Kinder aus gemischten Ehen dem Protestantismus entzogen wird, so wird man finden, daß diese so liberal aussehende Bestimmung doch nur ein Schein ist. Was ist nun zu machen, damit das abstrakte Recht auch ein wirkliches und concretes werde? Mit der Aufhebung des Concordats oder mit einer durchgreifenden Revision desselben würden natürlich alle diese Widersprüche am einfachsten wegfallen. An dieses ist aber nicht anders zu denken, als auf dem Wege der Transaktion, der praktischen Ausgleichung. Der evangelischen Kirche in Oesterreich ist durch das Patent einmal eine

rechtliche Basis gegeben, von welcher aus sie ihre Wünsche und Forderungen geltend machen, das ihr principiell zugesagte auch praktisch zu verwirklichen suchen kann. An ihr also ist es, sich zu rühren und sich ihrer Rechte zu versichern. Diese faktische Ausgleichung im Einzelnen, das Erwerben und Erkämpfen des wirklichen Rechts aber halten wir für weit förderlicher und zu bleibenderen Resultaten führend, als einen Akt der Oktroyirung, die bloße Annullirung des Concordats, welche ohnehin auf diese Weise nicht möglich ist, oder die Verkündigung irgend eines Toleranzedikts seyn könnte.

So sieht es wohl auch die Regierung an, welcher die faktischen Widersprüche, die hier vorliegen, unmöglich entgangen seyn können. Sie erwartet eine faktische Ausgleichung, der sie nicht in den Weg zu treten gesonnen ist, und die sie mit Recht für wünschenswerther und ersprießlicher hält als principielle Kämpfe und abstrakte Entscheidungen. Wenn man die besonderen Schwierigkeiten ihrer Lage bedenkt, so wird man dieß um so begreiflicher und natürlicher finden. Von der andern Seite aber kommen ihr auch nicht weniger günstige Umstände zu Statten. Dieselben äußeren Ereignisse, welche die freiere Bewegung des österreichischen Staates eine Zeit lang hinderten, haben auch die Aktion des heiligen Stuhls noch gründlicher und auf länger, wie es scheint, gebunden So ergibt sich von selbst, wie zu Josephs Zeiten, ein Zustand des gegenseitigen Gewährenlassens, bei welchem aber der Vortheil auf Seite des Staats ist, wenn er ohne auffallende, verletzende und herausfordernde Schritte ruhig seinen Gang geht und die Dinge sich selbst entwickeln läßt. So können sich dauerhafte Verhältnisse bilden, die nicht bloß den Forderungen einer vagen Aufklärung, sondern den wirklichen Forderungen und Bedürfnissen des Staats entsprechen. Wenn der Kaiser Franz Joseph auf diesem Weg fortschreitet, wenn er, wie wir hoffen, das auf demselben in Aussicht genommene Ziel erreicht, so ist ihm auch hier Größeres gelungen als dem in edler Ungeduld sich verzehrenden Joseph II.

Wir haben diese geistigen und religiösen Dinge hier ausführlicher behandelt, vor allem weil man die Bedeutung Josephs in der

Regel vorherrschend auf dieser Seite sucht, weil er in dem Andenken der Meisten zunächst als religiöser Reformator, als Beförderer der Aufklärung lebt. Wenn wir diese Ansicht auch nicht in so ausschließender Weise theilen, so geben wir doch vollkommen zu, daß diese Dinge allerdings das geistige Centrum bilden, von welchem auch die übrigen Seiten seiner Thätigkeit ausstrahlen, auf welches sie zurücklaufen. Diese Verbindung hat sich uns auch im Bisherigen schon vielseitig herausgestellt; ebenso klar haben wir auch von Anfang an einen andern Punkt gefunden, von welchem wir nicht sagen wollen, daß er den Aufklärungstendenzen Josephs noch vorangehe, der aber auf jeden Fall das praktische Ziel ist, welchem die idealen Kräfte und Richtungen in Josephs großer Seele schließlich alle zustrebten: die lebendige Einheit, die kräftige Zusammenfassung des österreichischen Staates. Hieran fand der idealistische Kosmopolitismus Josephs seine praktische patriotische Beschränkung. Wir sind vorhin davon ausgegangen, daß auch seine religiösen Reformen mittelbar und unmittelbar auf die Gründung eines einheitlichen Oesterreichs hinausliefen; seinem Toleranzedikte mußten wir die praktische Bedeutung unterlegen, daß er vor allem die geistigen und religiösen Schranken hinweg räumen wollte, welche die Bewohner seiner verschiedenen Provinzen von einander getrennt hielten, daß er die Einheit ebenso in der Universalität des alle confessionellen Unterschiede umfassenden allgemeinen religiösen Gedankens suchte, wie der Kaiser Franz Joseph sie in der Exclusivität des alle sich unterordnenden katholischen Glaubens gefunden zu haben glaubte. Sein Kampf mit den verschiedenen Nationalitäten war eigentlich derselbe, er ging von den gleichen Grundanschauungen aus und war auf das gleiche Ziel gerichtet, wie der gegen die verschiedenen confessionellen und religiösen Vorurtheile. Wie gesagt: seine ideale Begeisterung hatte immer die allgemeine Aufklärung und Menschheitsbeglückung im Auge, seine praktische politische Thätigkeit strebte nach der Gestaltung eines einheitlichen Reichs, in welcher sich diese humanen Theorien verwirklichen könnten, wo er der alleinige Herr wäre, dessen erleuchteten Absichten sich keine Selbstsucht der nationalen Sonderinteressen und Privilegien, keine Engherzigkeit der

religiösen Vorurtheile in den Weg zu stellen vermöchte. In diesem doppelten Streben warf er sich rastlos von einer Seite zur andern; bald sollten die religiösen Reformen seine politischen Plane unterstützen, bald diese jenen zu Hülfe kommen. Bekannt ist, wie er seine Thätigkeit bald ausschließlich auf seine Erbstaaten concentrirte, bald sich seiner kaiserlichen Rechte und Pflichten erinnernd, sie auf das ganze Reich auszudehnen suchte, um gleichsam das, was er im kleinern Kreise nicht zu erreichen vermochte, im Zusammenhang mit dem großen Ganzen desto sicherer zu verwirklichen, und umgekehrt, wenn er in den seit Jahrhunderten verrosteten und verknöcherten Verhältnissen Hemmungen fand, über die kein noch so feuriger Wille hinweg kommen konnte, sich an der unbeschränkteren Macht, die er in seinen eigenen Staaten ausüben durfte, für jene Enttäuschungen, für seine dort vereitelten Absichten und Wünsche schadlos zu halten suchte. Er hatte hierin ganz die Natur und das Wesen der großen Kaiser des Mittelalters, deren ganze Stellung ein solches unstetes Hinundherschwanken vom Allgemeinen zum Privaten, von der Sorge für ihre Herzogs- oder Grafschaftsgüter zu den Angelegenheiten einer Weltherrschaft mit sich brachte.

Dieser Charakter der deutschen Kaiser hat sich aber ganz specifisch auf die österreichischen Kaiser übergetragen, weil der Kaiserstaat in so vieler Hinsicht den Charakter des alten deutschen Reichs an sich trägt, weil hier die Aufgabe vorliegt, die verschiedenen Nationalitäten und Königreiche dem allgemeinen Centrum unterzuordnen, wie dort die verschiedenen deutschen Stämme, die Fürsten und Kurfürsten im allgemeinen Reichsverband zu erhalten, ohne doch ihrer berechtigten Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit zu nahe zu treten. An dieser Aufgabe haben sich alle thatkräftigeren Regenten Oesterreichs abgearbeitet, so lange überhaupt das Bewußtseyn von einem eigenen österreichischen Staate existirt. Maria Theresia widmete derselben alle ihre Thätigkeit und Sorgfalt und hat dafür um so segensreicher gewirkt, je mehr gerade ihre weibliche Natur sie von allgemeinen, weitschweifenden Gedanken abhielt und ihren Sinn den nächstliegenden praktischen zuwandte. Kaiser Joseph setzte in jeder Beziehung das Werk seiner Mutter fort, er unterschied sich

nur dadurch als Mann von ihr als Frau, daß er Alles systematischer, mit schärferer Consequenz und nach weiter aussehenden Planen angriff. Nach ihm trat eine lange Periode nicht sowohl der Reaktion als des Gehen- und Liegenlassens ein, während welcher man jeder entscheidenden Maßregel aus dem Wege ging und den Staat als einen geographischen Begriff fortvegetiren ließ, wie weiland „das heilige deutsche römische Reich, wie hält es noch zusammen?“ Sobald aber wieder ein kräftiger Regent das Ruder des österreichischen Staats in die Hand bekam, konnte es nicht fehlen: er mußte das Werk Josephs II. wieder aufnehmen, er mußte nach einer staatlichen Organisation streben, welche die disjecta membra zu einem einheitlichen Ganzen verband, und unvermeidlich mußte er dabei auch in die alten Nationalitätenhändel und Wirren Josephs gerathen.

Es liegt uns natürlich ferne, in das Detail von Josephs Kämpfen mit den verschiedenen Nationalitäten einzugehen, die das Gute, das er ihnen unermüdlich aufdrängen wollte, ebenso beharrlich von sich stießen, wie anderswo die Völker ihre Fürsten mit unversöhnlichem Haß verfolgen, weil sie ihnen das nicht gewähren wollen, was sie als vollberechtigte Forderungen beanspruchen, während jene es als eitle Eingebungen des Zeitgeistes versagen zu müssen glauben. Ebenso wenig wollen wir uns an der ungarischen Frage versuchen, welche Kaiser Franz Joseph noch immer nicht zu lösen gelungen ist. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, wie an diesen Fragen die Aehnlichkeit der beiden Kaiser sich zu allernächst aufdrängen mußte; freilich auch ihre Verschiedenheit, eine Verschiedenheit nicht des Zwecks, sondern der Mittel, durch welche beide den gemeinsamen Zweck zu erreichen suchten. Und ebenso ist darauf aufmerksam zu machen, daß hier der Grund der verschiedenen Beurtheilung zu suchen ist, welche beide zu erfahren haben, ebenso wie die deutschen Kaiser aus denselben Gründen.

Es ist freilich sehr begreiflich, aber dennoch muß es immer aufs Neue wieder wundersam erscheinen, wie die Nationalitäten, deren Schmerzensschrei die aufgeklärte Welt mit so zärtlicher Sympathie lauscht, die Zeiten, in welchen Oesterreich sich zusammennahm und aufraffte, die Zeiten seiner bessern Regenten, in denen

ein wirkliches staatliches Leben von dem Mittelpunkt bis in die äußersten Glieder pulsirte, für ihre Leidenszeiten ansehen, während sie nach den uns nur zu lange dünkenden Intervallen des gemüthlichen Schlendrians als nach den Tagen ihrer Erholung, wie die Juden nach den Fleischtöpfen Aegyptens sich sehnen. Die Regierungszeit Josephs II. ist ihnen vor allen eine solche Zeit des schmerzlichen Andenkens; von den traurigsten Perioden der österreichischen Geschichte dagegen, wegen deren man diesem Staate den Vorwurf macht, daß er gar nichts für seine Völker gethan, daß er ihr geistiges Wohl aufs Unverantwortlichste verabsäumt habe, hören wir nirgends, daß diese Schmerzenskinder darüber je eine Anklage gegen ihre gewissenlosen Beherrscher und Pflegeväter erhoben hätten. Wir können das, wie gesagt, nur auffallend finden, daß die Gönner und Beschützer dieser Unterdrückten gerade das für ein Unrecht halten, was diese als eine Wohlthat preisen, und ebenso umgekehrt. Daran ist der verschiedene Civilisationsstandpunkt schuld; aber die Aufgeklärtesten selbst verfallen hiebei in schreienden Widerspruch mit sich selbst. Sie zählen ein langes Sündenregister her, wie Oesterreich Jahrhunderte lang seine historische Mission verabsäumt habe, die Kultur nach dem Osten zu tragen, die slavischen und rumänischen Völker die Donau entlang bis zum schwarzen Meere hinab zu germanisiren. Wo man aber einmal ernstlich hiemit vorangeht, da erheben sie ein Zettergeschrei, daß diesen mißhandelten Völkerschaften das größte Unrecht geschehe, daß man ihnen ihre nationalen Traditionen, Privilegien, Sitten und Sprache unangetastet lassen sollte. Während sie jede revolutionäre Störung und Gewaltthat damit zu entschuldigen wissen, daß man, wo es sich um Durchsetzung großer Principien handle, kleinliche Vorurtheile nicht hätscheln, den Spießbürger nicht in Baumwolle wickeln könne, daß da jeder das tausendjährige Unrecht seines historischen Vorrechts auf dem Altar des Gesammtwohls als Opfer darzubringen wissen müsse — während sie hier unbarmherzig alles über die Klinge springen lassen, was ihrem Despotismus im Wege steht, berufen sie sich auf das historische Recht und wollen den ganzen Wust mittelalterlicher Vorurtheile und aristokratischer Privilegien conservirt wissen, wo

der „erleuchtete Despotismus“ eines gekrönten Reformers verlangt, daß die Sonderinteressen der historisch-politischen Individualitäten der höheren Raison des Ganzen sich unterordnen sollen. So sympathisirt die Civilisation mit der Barbarei, die Aufklärung verbündet sich mit dem Aberglauben, die Leute der modernsten Praxis, welche die ganze deutsche Geschichte bis auf den Nationalverein herab für lauter Mysticismus halten, werden schwärmerische Romantiker.

So ist es den deutschen Kaisern ergangen: man verlangt von ihnen, sie hätten, statt ihren weitschweifenden Ideen nachzuhängen, lieber dem Partikularismus zu Leib gehen, den Nationalstaat gründen, die einheitliche Spitze aufrichten sollen; wo aber einer von ihnen den trotzigen Vasallen den Daumen aufs Aug drückt und mit der kaiserlichen Autorität Ernst macht, da verschreit man ihn als Tyrannen und schlägt sich auf die Seite der Oligarchie als der standhaften Beschirmerin der gemeinen Freiheit. Nach beiden Seiten verfallen sie so einem unerbittlichen Gericht; in einem Athem klagt man sie des entgegengesetztesten an; über jeden einzelnen schwankt das Urtheil in dieser Weise hin und her, daß man ihn auf derselben Seite als einen preiswürdigen Fürsten, als einen Schwächling oder einen Wütherich darstellen kann. Ein ähnliches Schicksal hat auch Kaiser Joseph gehabt; es ist merkwürdig, wie sich das Urtheil über ihn mit dem veränderten politischen Interesse umgewandelt hat. Von einzelnen abweichenden Stimmen abgesehen, wird man wohl sagen dürfen, daß seit Anfang dieses Jahrhunderts die liberale öffentliche Meinung, wenn sie auch einzelne seiner Maßregeln übereilt und ungeschickt fand, doch entschieden auf seiner Seite stand gegen den Ultramontanismus und Aristokratismus, mit welchem er während seines Lebens zu kämpfen gehabt hatte; die conservative Anschauung dagegen zog sich von ihm, wie wir schon oben angegeben, mehr oder weniger zurück. Jetzt ist das Verhältniß ziemlich das umgekehrte: für das conservative und monarchische Interesse ist der Kaiser rehabilitirt, während der Liberalismus Miene macht, in den Schmerzensschrei der von ihm niedergetretenen Privilegien und Vorurtheile einzustimmen, weil er mit den Schmerzensrufen kokettirt, welche dieselben Sonderinteressen in der gleichen

Bedrängniß vor dem auf sie eindringenden Gedanken des Gesammtstaats und seiner allgemeinen Forderungen erhoben haben.

Daß Joseph der Sache nach Recht hatte, wird man ebenso zugeben müssen, wie man nicht läugnen kann, daß die von ihm gewählte Form eine verfehlte, fast möchte man sagen eine muthwillig fehlgreifende und herausfordernde war. Wenn er gleich beim Antritt seiner Regierung verkündigte, daß er auf Vorrechte und Vorurtheile keine Rücksicht nehmen, sondern unverrückt nur das Wohl der Gesammtheit im Auge haben werde, so war das eine eigentliche Kriegserklärung. Auch in einer von langeher einheitlichen und gleichartigen Monarchie hätten müssen tausenderlei Bande zerrissen, die verschiedenartigsten Interessen gekränkt und eine allgemeine Unzufriedenheit erregt werden, wenn man so zu Werke gehen wollte, wie Joseph, der die Gesammtheit seiner Staaten, ohne alle Rücksicht auf nationale und historische Tradition, in dreizehn Statthalterschaften eintheilte. Und das Schlimmste war, daß er hiebei das deutsche Reich in einer Weise voranstellte, welche am meisten dazu beigetragen hat, den Widerwillen gegen alles deutsche Wesen bei diesen Völkerschaften hervorzurufen, die doch am allerwenigsten Ursache hätten auf diesen Kultureinfluß eifersüchtig zu seyn. Er verlangte die Unterordnung unter das Ganze nicht als Beherrscher des österreichischen Gesammtstaats, sondern als deutscher Kaiser; nicht die österreichisch-deutschen Provinzen und ihre mit den übrigen Nationalitäten unmittelbar verknüpften Interessen wollte er zum Krystallisationspunkt seiner neuen Schöpfung machen, sondern — hier muß man allerdings so sagen — eine Idee, die Idee des allgemeinen Herrscherthums, die deutsche Kaiseridee. „Die deutsche Sprache," schrieb er, „ist Universalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs, demnach sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin."

Joseph hat wie Wenige die schmerzliche Erfahrung gemacht, wie vergeblich eine allgemeine Idee, und wenn sie noch so erleuchtet

und uneigennützig wäre, gegen den zähen Widerstand des Hergebrachten, gegen Eigennutz und Unverstand ankämpft; er hat den Leidenskelch bis auf die Neige getrunken. Es gibt kaum einen tragischeren Moment, als die letzten Tage des unglücklichen Kaisers, in welchen er mit Ausnahme der Toleranz und der Milderung des Hörigkeitsverhältnisses alles zurücknehmen mußte, was er während zehn Jahren für Ungarn gethan hatte. Die triumphirenden Magnaten in ihrer glänzenden Tracht neben dem todesbleichen Kaiser, die Glocken, die ihren Sieg verkündigen sollten, fast in das Grabgeläute des an gebrochenem Herzen gestorbenen Monarchen hinein tönend — es gibt keine ergreifendere Märtyrertragödie.

Aber nicht bei diesem poetischen Eindruck wollen wir verweilen, sondern darnach zu sehen ist unsere Aufgabe, wie der spätere Kaiser als scheinbarer Gegenfüßler des früheren doch in Wahrheit sein Doppelgänger ist, wie beide von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Mitteln demselben Ziel zustrebten, oder eigentlich auch mit denselben Mitteln, nur unter anders modificirter Anwendung derselben. Man wird das Verhältniß, das hierin zwischen ihnen stattfindet, im Ganzen so bezeichnen können: Kaiser Joseph fing mit einer allgemeinen Idee an und wurde durch die Gewalt der Dinge allmählig dahin gebracht, daß er sich, wenn auch mit Widerstreben, den Sonderexistenzen und ihren Interessen fügen mußte; umgekehrt ging Franz Joseph von der Anerkennung des historisch Gegebenen aus und schritt auf rein empirischem Wege weiter, bis ihm Stürme von außen her, denen der alte Staat nicht gewachsen war, die Ueberzeugung aufdrängten, daß derselbe ohne einen allgemeinen höheren Gedanken, ohne einen idealen Aufschwung nicht länger existiren könne.

Blicken wir auf die Geschichte des österreichischen Staats seit 1848 zurück, so finden wir, daß derselbe sich recht eigentlich und unmittelbar auf dem Gegengewicht der verschiedenen Nationalitäten auferbaut hat. Das geschah allerdings im Drange der Noth, wo der politische Instinkt schon es nahe legte, sich des einen gegen den andern zu bedienen, nach dem Grundsatz des divide et impera. Später wurde diese Politik des augenblicklichen Bedürfnisses, aller-

dings mit einer etwas andern Wendung, zur Doktrin ausgebildet: man deducirte die österreichische Monarchie wie ein mathematisches Exempel, ausgehend von einem Parallelogramm der Kräfte, die entgegenstehenden Faktoren immer in einem dritten ausgeglichen und ihre zusammenstoßende Wirkung paralysirt, das Ganze wie ein Hängewerk durch die eigene Schwere sich selbst ineinander keilend, ohne weitere Stützen und Pfeiler sich selbst tragend. Wir lassen dahin gestellt, wie weit dieses luftige Gleichniß paßt, ob ihm nicht eine sehr prekäre und bedenkliche Vorstellung mit anhaftet. Historische Thatsache ist es, daß die Regierung Franz Josephs, welche doch von Anfang an ein neues einheitliches Oesterreich im Auge hatte, dieses erreichen zu können glaubte ohne äußere handgreifliche Verletzung der Nationalitäten und ihrer Sonderrechte. Man ließ die historisch-politischen Individualitäten fortbestehen, aber man suchte sie allmählig umzugestalten, unvermerkt zu germanisiren, ohne höhere Idee freilich, auf rein empirischem, geistlosem Wege, auf dem Wege des bureaukratischen Absolutismus. Das war das Wesen der verrufenen Bach'schen Periode.

Wir sind gewiß keine Bewunderer und Lobredner der Bureaukratie, aber sicher scheint uns, daß man über diese deutsche Bureaukratie und ihr plumpes Auftreten unter den ritterlichen Magyaren viel in den Tag hinein geredet und ihr aus Unkenntniß und Vorurtheil mehr Böses nachgesagt hat, als sie wirklich verdient. Allerdings ist die Bureaukratie oft nur zu geistlos, die Anlage zum todten Mechanismus ist ihr angeboren, von der andern Seite aber ist auch eine gute Bureaukratie ebenso unentbehrlich für einen gebildeten Staat, wie das industrielle Maschinenwesen für das moderne Leben überhaupt. Die Frage ist also nur, ob die Maschine oder ob die Bureaukratie nach richtigen Principien construirt, ob sie in allen ihren Theilen zu pünktlichem Ineinandergreifen eingerichtet ist. Die Ungarn aber wollten von einer Bureaukratie überhaupt nichts wissen, weil sie für ihre mittelalterlich-aristokratischen Institutionen jede Berührung mit dem modernen Staate fürchteten; der Deutsche war ihnen nicht zu plump, sondern im Gegentheil zu fein, weil sie voraussahen, daß vor seinem überlegenen Einfluß sich ihr

altes Comitats- und Heiduckenwesen auf die Länge unmöglich werde halten können. Die Bureaukratie ist ja auch bei uns in Deutschland noch nicht von so altem Datum, daß wir uns nicht noch wohl zu erinnern wüßten, wie auch hier die privilegirten Stände zuerst mit Mißtrauen und Widerwillen auf die „Schreiber" sahen, bis durch ihre corrodirende Thätigkeit die Verhältnisse so weit nivellirt waren, daß Aristokratie und Bureaukratie sich jetzt fast überall als natürliche Verbündete die Hand reichen, um gegen weiteres Vordringen der Gleichheitsideen einen gemeinschaftlichen Damm zu bilden. Heutzutage findet unter den höher civilisirten Staaten nur noch in dem Preußen des Herrn v. Bismarck dieser Antagonismus der feudalen Reaktion gegen den modernen Staat der Bureaukratie statt. Zu der Zeit, von welcher wir reden, hatte diese Opposition in Ungarn ungefähr dieselben Motive und denselben Charakter wie die Strikes der Arbeiter, welche die Maschinen zerstören, weil sie ihnen Schuld geben, daß der Taglohn herabkomme. Dieß hat sich erst in neuester Zeit recht deutlich herausgestellt, nachdem die Ungarn die trefflichen deutschen Gesetze als solche abgeschafft haben, auf die Gefahr hin, dadurch den Handel und Kredit ihres Landes von Grund aus zu ruiniren.

Die Zeit bis 1859 war für Oesterreich ein mittlerer Zustand, eine Uebergangsperiode, gegen früher ein Fortschritt durch die Aufhebung des alten Schlendrians und ernstliche Inangriffnahme der staatlichen Aufgaben. So verächtlich man jetzt auf jene Zeit zurücksieht, so darf man doch nie vergessen, wie viel in derselben für die Umgestaltung des Staats in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung geleistet worden. Wenn man die einzelnen Capitel in Czörnigs „Neugestaltung Oesterreichs" überschlägt, so kann man sich ganz an die rastlose Thätigkeit Josephs erinnert fühlen, wie sie sich in den zahllosen Edikten dokumentirt, die wir bei Groß-Hoffinger und andern seiner Biographen registrirt finden. Unter gewöhnlichen Umständen wäre das vielleicht noch lange so fortgegangen und hätte zuletzt auch zu einem befriedigenden Resultate geführt; außerordentlichen Ereignissen aber, wie sie das Jahr 1859 brachte, einer Verschwörung von ganz Europa mit dem aus-

gesprochenen Zweck der Zertrümmerung des Donaureichs, einem Weltbrand, den man von allen Seiten gegen es zu entzünden suchte, war dieses System nicht gewachsen. Es galt jetzt, eine neue ideale Basis zu finden, da man die Entdeckung machte, daß der bureaukratische Absolutismus zwar einen äußerlichen Schematismus herstellen könne, die tiefere Corruption aber aufzuheben und neue Springfedern einzusetzen nicht vermöge. Man konnte nur entweder zurück oder vorwärts; zurück zu einer Art von patriarchalischem Föderalismus, welcher auf jeden ernstlicheren einheitlichen Fortschritt verzichtete, vorwärts zu einem constitutionellen Föderalismus, der eine festere einheitliche Zusammenfassung sich erlauben durfte, ohne den Vorwurf des Absolutismus und Centralismus zu riskiren, da er die Einheit nicht einseitig vom Mittelpunkt ausgehen ließ, wie die ihrer absoluten Vortrefflichkeit und Wohlgemeintheit sich bewußte Autokratie Josephs, sondern die freie Zustimmung aller Glieder zu einer gleichberechtigten Vereinigung zu erlangen suchte.

Bekanntlich hat die Regierung des Kaisers eine Zeit lang geschwankt; es war die Zeit vom Oktoberdiplom zum Februarpatent. Das erstere repräsentirt eben das System, das wir vorhin als patriarchalischen Föderalismus bezeichnet haben. Dasselbe bot freilich weniger Schwierigkeiten dar, weil es die Hauptsache umging, die Einheitsfrage in zweifelhafter Unentschiedenheit schweben ließ; eben deßwegen aber hätte es auch um so gewisser über kurz oder lang zu dem alten Quietismus zurückführen müssen, wie dieß auch bei früheren vielverheißenden Reformen in Oesterreich der Fall war, welche immerhin tief und ernstlich zu Werk gingen, zu dem letzten Schritt aber doch nie den Muth hatten. Indem das Februarpatent diesen Schritt wagte und die österreichische Staatseinheit als oberstes Princip aufstellte, auf welches sich alles zu beziehen habe, trat es aufs entschiedenste in das Werk Josephs ein, in die Aufgabe, aus einem Völkerconglomerat, wie die Feinde Oesterreichs sich auszudrücken belieben, einen eigentlichen organischen Staat zu schaffen. Zugleich aber ging es über Josephs Staatsidee weit hinaus. Dieser setzte ein einheitliches Reich bereits voraus, es war ihm mit seiner Eigenschaft als gekrönter Kaiser gegeben: „Ich bin Kaiser des deutschen

Reichs, demnach sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin.“ Demnach glaubte er auch auf alle „Vorurtheile“ keine Rücksicht nehmen, sondern unverrückt das Wohl der Gesammtheit im Auge habend ihr das, was er dafür hielt, auch gegen ihren Willen aufdrängen, das Ideal des Staats, das er in seinem Kopf und Herzen trug, in seinem Reich ohne weiteres verwirklichen zu dürfen. Er lebte der unumstößlichen Ueberzeugung, daß er hiezu ebenso die Pflicht wie das Recht habe. Die Regierung Franz Josephs ging nicht von der Voraussetzung eines also bereits vorhandenen Reichs aus, sondern war sich bewußt, daß sie ein solches erst zu schaffen habe, uud daß die Gründung desselben nicht durch einen Staatsstreich mit einemmale möglich sey, daß vielmehr ein langes, ebenso behutsames als beharrliches Streben allein dazu führen könne. Sie setzte die Einheit, aber nicht als eine mit Gewalt aufzunöthigende, sondern mit freier Einwilligung aller zu vereinbarende; nicht vom Centrum sollte sie einseitig zur Peripherie ausgehen, sondern von der Peripherie sollten ebenso die Fäden zum Centrum zurücklaufen. Das eine und untheilbare Reich war freilich vorhanden, aber gleichsam als tabula rasa, auf welcher durch einen von vorn anfangenden contrat social, durch einen neuen Staatsvertrag für das Ganze, durch Compromisse mit den einzelnen Gliedern, eine neue Schöpfung entstehen, das μη ὀν, wenn wir auf dem Gebiete der politischen Physiologie uns eine so metaphysische Kategorie erlauben dürfen, zu einem ὀντως ὀν gemacht werden sollte.

So denken wir uns die Entstehung des neuen Oesterreichs unter dem Kaiser Franz Joseph, und so erklären wir uns auch den Gang seiner bisherigen Entwicklung. Daß der neugeschaffene Staat mit überraschender Schnelligkeit vorwärts geschritten ist, daß er die Versäumniß von Jahrzehnten, von Jahrhunderten möchte man sagen, gleichsam an einem Tage eingebracht hat, daß er in einem Glanze dasteht, den vor wenigen Jahren noch kein Mensch für möglich gehalten — wer will es läugnen? Oesterreich hat seine Neider und Feinde auf die schlagendste Weise, durch die That,

widerlegt und zu Schanden gemacht. Wenn wir aber durch dieses energische Vorwärtsschreiten überrascht werden, so kann uns auf der andern Seite das langsame Vorgehen in so vielem, was wir als vitale Fragen ansehen müssen, betroffen machen. Viele werden dadurch noch immer irre und meinen zu der neuen Entwicklung kein Zutrauen haben zu dürfen, hoffen oder befürchten, daß über kurz oder lang Alles wieder in die Brüche gehen, daß Oesterreich von selbst wieder in die alte reaktionäre Lethargie zurücksinken oder, beim leisesten Anstoß von Außen, durch die widerstrebenden Kräfte in seinem eigenen Innern werde über den Haufen geworfen werden.

Dieser langsamere Gang mag seinen Grund vielfach in äußern Umständen haben, auf die wir hier um so weniger näher eingehen wollen, da schon das eine, daß der neue Staatsorganismus erst kurze Zeit im Gang ist und daher noch nicht überall die rechten Werkzeuge hat finden, nicht alle ihnen entgegenarbeitenden Kräfte vollständig hat beseitigen können, vieles erklärt. Aber dieser langsamere Gang liegt auch in dem System selbst und ist der Hauptvorzug desselben. Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die kaiserliche Regierung principielle Conflicte, eine oratorische Austragung allgemeiner Fragen gerne vermeidet, weil sie eine praktische Lösung derselben vorzieht. Hierin kommt ihr auch der Reichsrath entgegen. Man wird nicht behaupten wollen, daß es den Vertretern der österreichischen Monarchie an parlamentarischer Bildung und Gewandtheit fehle, sie haben sich durch ihre würdige und energische Haltung die Achtung der ganzen Welt erworben. Aber einen von andern Volkskammern verschiedenen, eigenthümlichen Charakter werden wir an dieser erleuchteten Versammlung doch nicht verkennen: den, daß sie das Hauptgewicht weniger auf glänzende Reden als auf solide Arbeit legt. Natürlich hat auch sie ihre hervorragenden Führer und Redner, aber so ist es doch nicht, daß das ganze Interesse der Verhandlung von der rhetorischen Virtuosität Einzelner, von jenen Kammerrednern, denen es weniger um die Sache selbst, als um die Parrhesie, um die principielle Manifestation und Demonstration zu thun ist, absorbirt würde. Man merkt überall, wie diese Männer von dem Bewußtseyn

erfüllt sind, daß es sich für sie um eine durchaus positive Aufgabe handle, daß sie etwas zu schaffen und zu gründen haben, daß sie nicht fertige Zustände behaglich breit treten, sie nicht zu einem Turnierplatz für müßige Künste und Popularitätshascherei machen dürfen. Das mag ebenfalls zum guten Theil in der Bescheidenheit und praktischen Solidität des österreichischen Volkscharakters seinen Grund haben, aber es ist, wie gesagt, auch in der Natur der Sache, in dem System selbst gelegen.

Kaiser Joseph ging überall von idealen Principien aus, und im Bewußtseyn ihrer absoluten Gültigkeit erklärte er rundweg, daß sich ihnen Alles zu unterwerfen habe, daß er dagegen durchaus keinen Widerspruch dulde. Erhabenes Pathos und kaustischer Sarcasmus waren die Waffen, mit denen er die Gegner seiner Ansichten zu bekämpfen pflegte, und da sie häufig nicht die Wirkung hatten, die er von ihnen zuversichtlich erwartete, so war er, der Mann der Toleranz und kosmopolitischen Humanität, vielfach in der Nothwendigkeit, den Knoten mit Gewalt zu lösen, als ungerecht und tyrannisch zu erscheinen, wo er nur allseitige Gerechtigkeit im Auge hatte. An niemand hat sich mehr als an ihm das Sprüchwort bestätigt: summum jus summa injuria. Das ist ganz anders unter der Regierung Franz Josephs. Hier handelt es sich, wie wir bereits im Allgemeinen ausgeführt haben, nicht um gewaltsame Geltendmachung abstrakter Principien, sondern um praktische Ausgleichung, um Compromisse zwischen den entgegenstehenden Ansichten und Interessen, um ein für beide Theile annehmbares Resultat herbeizuführen. Nehmen wir den Punkt, um den sich alles dreht, die Darstellung der Staatseinheit in dem Reichstag und die Beschickung desselben durch die verschiedenen Nationalitäten. Man will und man kann sie hiezu nicht zwingen, man nöthigt sie nicht herein, sondern sie werden freundlich eingeladen und ihnen zu bedenken gegeben, ob sie den Anschluß nicht in ihrem eigenen Interesse wünschenswerth finden. Es ist wie bei dem Hochzeitmahl, das der König machte, bei welchem die Tafel für alle Gäste gedeckt war. Wollen sie nicht kommen, so schickt man ihnen nicht die Exekution ins Haus, sondern wartet in Geduld, bis ihnen der Appetit

kommen werde. Was z. B. die ungarische Frage betrifft, so kann man freilich nicht dulden, daß Ungarn nach der beliebten Theorie von der reinen Personalunion sich vom Gesammtstaat als selbstständiges, souveränes Glied ablöse, die allgemeinen Pflichten gegen die Gesammtheit müssen erfüllt, die Steuern bezahlt werden. Im übrigen aber werden die Ungarn wenig molestirt, man läßt sie ihrer Comitatsfreiheit sich erfreuen, sie dürfen den Versuch machen, wie lange sie es dabei aushalten können. Wer am längsten warten kann, hat gewonnen. Die staatsrechtliche Verhandlung wird wie ein Civilproceß betrieben, in welchem man alle Kunstgriffe des Gegners an sich kommen läßt, seine Scheingründe geduldig anhört, sie Punkt für Punkt zu widerlegen sucht, in der sichern Erwartung, daß man durch alle diese Spiegelfechtereien hindurch endlich doch an den Hauptpunkt kommen werde, wo sich die Sache entscheiden müsse, wie es Rechtens ist.

Man kann sagen: die Personalunion zwischen Ungarn und Oesterreich ist faktisch zugelassen, oder noch mehr: Ungarn ist autonom, es ist sich selbst zurückgegeben; Oesterreich will einen neuen Vertrag mit ihm schließen, der allerdings fester seyn soll als der frühere, weil die gegenseitigen Rechte und Pflichten auf freiwilliger Anerkennung und Uebernahme beruhen werden. Ein solcher Vertrag schließt also jede Gewaltanwendung aus; andererseits aber sind die beiden Contrahirenden doch so nahe Nachbarn, sie haben Interessen, die sich so vielfach berühren und in einander verschlungen sind, daß keiner die absolute Freiheit hat, zu thun, was er will; wie auch im Privatrecht zwei Nachbarn nicht so unabhängig von einander sind, daß sie sich nicht über allerlei Zu- und Abfahrtsrechte mit einander zu vereinbaren hätten. In privatrechtlichen Verhältnissen tritt zuletzt die richterliche Entscheidung, das Expropriationsgesetz ein. Wenn zwei historisch-politische Individualitäten sich gegen einander verbauen, so kann ein solches Gesetz freilich nicht zur Anwendung kommen; aber ein Theil sucht dennoch den andern zu zwingen, indem er ihm zeigt, wie er ihn zuletzt von allen Seiten absperren, wie er ihn aushungern könne. Dieses Contumacialverfahren ist es, welches österreichischerseits gegen Ungarn

in Anwendung gebracht wird. Ungarn wird ausgehungert, nicht durch Dürre und Mißwachs, welche ihm freilich auch die Wohlthätigkeit eines genauern Zusammenhangs mit der übrigen Monarchie nahe genug legen können, sondern dadurch, daß es durch seine Renitenz gegen das im übrigen Oesterreich herrschende Recht und Gesetz seinen Handel und Kredit ruinirt, so daß schon jetzt die Stimmen der Betroffenen laut werden und die Wiedereinführung dessen verlangen, was sie im Unverstand eines übertriebenen Nationalitätsbewußtseyns verworfen hatten. Indem Oesterreich eine Nationalität nach der andern an sich zu ziehen sucht, wie ihm dieß bei dem wichtigsten Siebenbürgen bereits gelungen zu seyn scheint, zieht es um Ungarn eine Mauer, so daß dieses endlich zur Erkenntniß kommen muß: wenn es nicht ganz eingemauert werden wolle, so sey es Zeit, auch seine Schlagbäume fallen zu lassen und sich nicht länger gegen einen Staat zu verschließen, der in seiner constitutionellen Freiheit unstreitig auf einer höhern Stufe der politischen Entwicklung steht, als die alte aristokratische Willkür und Anarchie in Ungarn. — Diese demonstrative Methode, die sich auf alle Einwendungen und Vorurtheile des Gegners einläßt, um ihn endlich aus dem letzten herauszutreiben, kann freilich nicht so rasch und direkt vorwärts gehen, als das Verfahren Josephs II., der einfach erklärte, daß er sich um alles das gar nicht kümmere; aber man darf auch erwarten, daß sie zu einem um so gründlicheren und dauernderen Resultat führen werde. Joseph entschied mit einemmale und radikal, aber er mußte auch mit jedem Schritt etwas von seiner ursprünglichen Entscheidung widerrufen; er konnte nicht weiter vorwärts, daher mußte er nothwendig zurückkommen; mit dem ersten Entwurfe glaubte er ein fertiges Gebäude hingestellt zu haben, und am Ende sah er, daß ihm kaum ein einzelner Balken übrig blieb, daß Alles von den Wellen hinweggeschwemmt und im Sande begraben war. Franz Joseph hat klein angefangen, er wollte von Grund auf bauen; das Gebäude wird noch lange nicht fertig seyn, aber wenn es nun am Ende dasteht, so hoffen wir, daß Wind und Wellen es nicht so bald wieder zu Fall bringen werden.

Joseph hielt an der Idee, welche er dem Fanatismus des

Vorurtheils entgegensetzte, mit einer Zähigkeit fest, die selbst wieder etwas Fanatisches hatte; nur seine sterbenden Hände ließen fahren, was er sein Leben hindurch mit mannhafter Standhaftigkeit festgehalten hatte. Es war eine einzige Idee, aber sie glänzte ihm in der verschiedensten Strahlenbrechung, und mit rastloser Energie warf er sich von einer Seite auf die andere, um überall die Fata Morgana seinen Händen entschlüpfen zu sehen. Er gab in der religiösen Frage nach, um in der politischen desto weniger gebunden zu seyn; er richtete von den Erbstaaten seinen Blick auf das deutsche Reich, um an dem einen Orte zu erreichen, was er an dem andern nicht durchzusetzen vermochte, und von dem Reich wandte er sich wieder zurück zu seinen anererbten Provinzen, weil er hier seine Ideen doch unumschränkter und sicher geltend zu machen hoffte. Eines sollte dem Andern helfen, und Eines rieb das Andere auf.

Franz Josephs Gang ist langsamer und stetiger; aber darum schwebt ihm nicht weniger eine oberste und höchste Idee vor, welcher sich die verschiedenen Seiten seiner Thätigkeit ebenso unterordnen. Er kann nicht wie Joseph II. sagen: ich bin Kaiser des deutschen Reichs und sehe die übrigen Staaten, die ich besitze, nur als untergeordnete Provinzen an. Er ist Kaiser über den österreichischen Staat, dessen Provinzen sind ihm das Nächste und Maßgebende. Aber er ist Kaiser des Reichs, welches zugleich der erste deutsche Großstaat ist; er ist und bleibt ein deutscher Kaiser. Der Zusammenhang mit Deutschland ist ihm ein gegebener und er denkt nicht daran, ihn fahren zu lassen; im Gegentheil sucht er ihn inniger und fester zu machen, als irgend ein Herrscher seines Hauses vor ihm, und auf diesen Zusammenhang gerade seine Machtstellung zu gründen. Aber auch hier geht er nicht von abstrakten Voraussetzungen aus, sondern sucht das traditionelle Verhältniß, das historische Recht zu einem natürlichen, faktisch lebendigen zu machen. Wie mit den einzelnen Provinzen der Erbmonarchie, so will er auch mit Deutschland gleichsam einen neuen Staatsvertrag eingehen, eine pragmatische Sanktion aufrichten. Beide große Zwecke, die Einheit der österreichischen Monarchie und die Einheit Deutschlands in Verbindung mit dem einheitlichen Oesterreich, sollen sich, wie bei

Joseph II., als Gegengewicht dienen, einander gegenseitig stützen und tragen; aber nirgends gehen wohl die beiden Kaiser weiter aus einander als in ihrer deutschen Politik.

Wie schon gesagt, hatte Joseph eine ganz andere rechtliche Stellung zu Deutschland als alle seine Nachfolger von dem Jahre 1806 an; er war auch gesetzliches Oberhaupt des deutschen Reichs, er fühlte sich als solches, und selbst sein Verhalten gegen seine Erbstaaten wurde, wie wir gesehen haben, durch dieses sein kaiserliches Selbstbewußtseyn influenzirt. Niemals aber hat es einen deutschen Kaiser gegeben, bei welchem diese Würde in gleichem Maße eine bloße Idee gewesen wäre, wie bei Joseph II. in den fünfzehn Jahren von seiner Erwählung zum Oberhaupt der deutschen Nation bis zu seinem Regierungsantritt in der österreichischen Monarchie (1765 bis 1780). In den Erblanden hatte er nicht die geringste Gewalt; die weltlichen und geistlichen Großen, welche von einem so revolutionären Fürsten den Umsturz aller altösterreichischen Traditionen fürchteten, hatten die Kaiserin-Königin zu bewegen gewußt, daß sie im conservativen Interesse sich hier die Regierung allein und ausschließlich vorbehielt. So war also Joseph recht eigentlich ein Kaiser in partibus infidelium; er war ganz auf eine ideale Thätigkeit, auf allgemeine Reformen angewiesen, ohne ihnen aber irgendwie mit materieller Macht nachhelfen zu können. Er wollte dem alten Unwesen recht gründlich ein Ende machen und fing mit den beiden obersten Gerichtshöfen, mit dem Reichshofrath in Wien und dem Reichskammergericht in Wetzlar an. Jahre lang saßen Commissionen, um den Augiasstall zu säubern; aber welche Kraft wäre im Stande gewesen, auf diesem Weg die Jahrhunderte lang eingewurzelten und eingerosteten alten pedantischen Gewohnheiten und Vorurtheile auszurotten, über welchen die deutschen Juristen wie über einem Nibelungenhort wachten? Es ging, wie es immer in Deutschland gegangen ist: nach einem raschen Angriff voll edler Gesinnung und aufrichtig guten Willens verlief die Sache bald in dem unergründlichen Sand des alten Herkommens. Ausdauernde Geduld war ohnehin nicht Josephs stärkste Seite; konnte er mit seinen wohlgemeinten Absichten nicht durchdringen, so resignirte er und hüllte sich in das

Bewußtseyn seiner unbefleckten Tugend und Rechtschaffenheit. Weil er mit den Rabulisten nicht fertig werden konnte, so wurde er selbst einer; er ließ das Reich sich selbst über und drückte gleichsam seine Verachtung gegen dessen Erbärmlichkeit aus, indem er längst veraltete kaiserliche Prärogative hervorsuchte, um sie da geltend zu machen, wo man für die Wohlthaten der Vernunft doch keinen Sinn zeigte. Dadurch gerieth er in muthwillige Händel und brachte es dahin, daß er, der geniale Reformer, den Schein eines Reaktionärs gewann und Ungerechtigkeiten und Härten sich zu Schulden kommen ließ, die ganz gegen seine Natur und sonstige Gesinnung waren. Durch Ungeschicklichkeit in Kleinigkeiten hat er unnöthiges Mißtrauen hervorgerufen und sich dadurch das Spiel für ernstere und größere Angelegenheiten zum voraus muthwillig verdorben.

Die größere Gelegenheit bot sich ihm bekanntlich mit Bayern. Statt das deutsche Reich reformiren und seine unheilbaren Gebrechen heilen zu wollen, fand er es ersprießlicher, ein Glied davon an sich zu nehmen und dadurch nicht bloß seine eigene Macht zu vermehren, sondern auch einen ganz andern praktischen Boden in Deutschland zu gewinnen. Die Erwerbung Bayerns erscheint schon an sich als etwas so Großes, daß Deutschland dadurch ein ganz anderes Aussehen gewonnen haben würde; ihre Bedeutung aber wird sich noch steigern, wenn man bedenkt, daß Oesterreich damals noch im Besitz der vordern Reichslande war, daß seine Macht also nach der Einverleibung Bayerns sich ununterbrochen bis in das Breisgau und bis an den Rhein erstreckt haben würde. Das wäre die beste Einleitung zu dem als das Ideal der deutschen Entwicklung gepriesenen Einheitsstaat gewesen. Und dazu wäre diese Sache ohne alle Gewalt, ohne Verletzung irgend welcher Rechtsansprüche vor sich gegangen; Joseph erklärte, woran auch gar nicht zu zweifeln ist, was sich eigentlich von selbst versteht, daß er einen Tausch nie habe erzwingen wollen, wenn man nicht freiwillig darauf eingehe. Der historische Verlauf ist bekannt. Friedrich II. conspirirte so lange mit den Pfaffen und Aristokraten in Bayern, und wußte den Herzog von Zweibrücken endlich zu einem Protest anzustacheln, bis er als Schützer der deutschen Freiheit auftreten und auch die alten

Garanten derselben, Frankreich und Rußland, zu ihrer Vertheidigung ins Mittel ziehen konnte. Die verhängnißvolle Bedeutung des Teschener Friedens für Deutschland ist schon so oft hervorgehoben worden, daß wir darüber kein Wort zu verlieren haben. Joseph lernte daraus, daß er, um gegen den ihm überall in den Weg tretenden Friedrich etwas ausrichten zu können, ihn in der Gunst Rußlands überflügeln müsse. Beide Fürsten suchten sich in St. Petersburg den Rang abzulaufen, in derselben Weise, wie wir dieses leider seitdem so oft wieder sehen mußten. Joseph siegte; er hintertrieb die Erneuerung des russisch-preußischen Allianztraktats und schloß selbst ein Bündniß mit Rußland. Aber er hatte keinen Gewinn davon, weder in der Türkei, wo die Russen auf eigene Faust handelten, noch in Deutschland, wo sie eben so wenig gemeint waren, aus Freundschaft für den Kaiser ihrer alten Politik zu entsagen. Sie wollten zur Abwechslung auch ihn einmal festhalten und ausnützen, um dadurch ihre Gunst bei Preußen im Preise noch zu steigern. Als Joseph im Vertrauen auf seine diplomatischen Verbindungen noch einmal auf das bayerische Tauschprojekt zurückkam, erklärten Rußland und Frankreich, daß sie die Bestimmungen des Teschener Friedens aufrecht erhalten wollen. Friedrich aber errichtete den Fürstenbund, einen Nationalverein, der sich verpflichtete, mit allen Kräften dahin zu wirken, „daß die Reichskreise in ihrer Integrität und Verfassung auf keine Weise verletzt, vorzüglich aber, daß sämmtliche Stände des Reichs bei ihren Landen und Gerechtsamen, auch Haus-, Familien- und Successionsverfassungen unbeschwert gelassen werden.“ Es war das alte sint ut sunt der preußischen Politik. Alles sollte bleiben, wie es war, bis die „offene Hand“ ihren Griff thun könne. Dem Fürstenbund fehlte es an jeder wirklichen Veranlassung; aber er brachte zur allgemeinen Kenntniß, daß die Fürsten des Reichs, die es für eine Wahrung ihrer Freiheit halten, wenn sie von ihrem Kaiser sich lossagen, an Preußen einen stets bereiten Führer und Beschützer jedes partikularistischen Sonderstrebens finden.

In Beziehung auf alle diese Verhältnisse trat Franz Joseph ganz in die Erbschaft ein, welche ihm Joseph II. durch den Teschener

Frieden und die sich daran knüpfenden Folgen hinterlassen hatte. Die Spaltung Deutschlands durch den Antagonismus von Oesterreich und Preußen war 1779 nach seiner ganzen weitgreifenden Bedeutung noch viel deutlicher zu Tag gekommen als selbst im siebenjährigen Krieg. Es war hier den deutschen Verhältnissen bereits der Charakter gegeben, welcher von da an bis auf die neueste Zeit der stehende blieb: die beiden deutschen Großmächte in ewigem Gegenstreben gegen einander und über ihnen das Ausland, insbesondere Rußland, als Schiedsrichter. Die lange Zeit des Metternich'schen Regiments hatte hieran nichts geändert. Oesterreich trug zwar diese Abhängigkeit immer nur mit Widerstreben, während sich Preußen unter der russischen tutelage stets behaglich fühlte; aber der Staatskanzler hatte über seinen diplomatischen Experimenten die wirkliche Staatskraft so weit herunterkommen lassen, daß es ihm unmöglich war, wider den Stachel zu lecken. Die Situation, in welche Franz Joseph eintrat, war 1850 ganz dieselbe, wie sie Joseph vom Teschener Frieden und von der Zeit des Fürstenbundes an hinterlassen hatte. In Olmütz und Warschau spielte er dieselbe Rolle wie Joseph zu Tscharskoeselo, wo er den russisch-preußischen Allianztraktat hintertrieb. Auch Franz Joseph siegte in Olmütz, es gelang ihm, die Plane seines deutschen Gegners zu hintertreiben. Aus denselben Gründen, aus welchen es damals Joseph über Friedrich davon getragen hatte, bekam auch er bei der Olmützer Zusammenkunft die Oberhand über Preußen. Aber er hatte eben so wenig Ehre und wirklichen Vortheil davon, als der erste Kaiser gehabt hatte. Die russische Hülfe, die er in Ungarn anzunehmen genöthigt war und die man ihm so demüthigend aufzurücken wußte, war ein neuer Stachel. Er war aber kaiserlicher gesinnt und hatte ein tieferes Gefühl seiner persönlichen Würde und der Würde des österreichischen Staats, als daß er dieses eben so selbstzufrieden hätte tragen sollen wie die preußischen Staatsmänner, die nach jedem kleinlichen Vortheil mit Begierde greifen, wenn sie ihn auch mit Wegwerfung an das Ausland erkaufen müssen.

Der Entschluß, von dieser Abhängigkeit sich zu befreien, ging unzweifelhaft aus der Seele des Kaisers selbst hervor. Damit war

aber die Initiative zu allen folgenden Schritten gegeben; sie sind alle nur die nothwendigen Consequenzen aus diesem ersten. Oesterreich sollte in den Stand gesetzt werden, eine eigene selbstständige Politik einzuhalten, bloß seine eigenen Interessen und Staatszwecke zu Rathe ziehend, unabhängig von fremdem Einfluß, von Rußland wie von Frankreich. Das ist ein einfaches Programm; aber aus demselben ist, wie wir immer deutlicher einsehen, alles Folgende hervorgegangen: die innern Reformen in Oesterreich, seine neue Constituirung, die constitutionelle Annäherung an Deutschland, bis zu dem neuesten entscheidenden Schritt, welcher auch Deutschland endlich einmal sich wieder selbst zurückgeben soll, damit es die ihm gebührende selbstständige Rolle in Europa spielen könne, nachdem es Jahrhunderte lang der Spielball aller fremden Launen und Intriguen gewesen ist.

Das ist das große, das wahrhaft deutsche und kaiserliche Werk, an dessen Vollführung der Kaiser Franz Joseph arbeitet. Wenn es ihm gelingt, wenn es auch nur annähernd gelingt, so hat er mehr vollbracht als irgend ein österreichischer Herrscher, als ein deutscher Kaiser seit Jahrhunderten. Gerade jener alten Kaiserpolitik, der vielgeschmähten idealen und weitschweifenden, hat er entsagt; aus Italien und der Türkei, von Rußland und Frankreich hat er sich zurückgezogen, die Freiheit und Selbstständigkeit Oesterreichs ist seine einzige Aufgabe, Deutschland sein natürlicher Bundesgenosse, die Kräftigung beider durch innigsten Anschluß aneinander sein höchstes Ziel. Das ist eine praktische Aufgabe und ein ideales Ziel, dem sich alle deutschen Herzen zuwenden werden. Es erscheint in einem um so idealeren Lichte, wenn wir die Gegenstrebungen ins Auge fassen, die sich für wahrhaft national und reindeutsch ausgeben, während sie bis auf den heutigen Tag ihre Plane nur durch Conspiration mit dem Ausland verfolgen, und auf das neueste Projekt zur Einigung Deutschlands, in welchem alle übrigen deutschen Fürsten zusammenstimmten, mit dem heraufbeschworenen Gespenst einer russisch-französischen Allianz geantwortet haben, die doch immer nur eine Spuckgestalt bleiben wird, da glücklicherweise die europäischen Verhältnisse zu tief verschlungen sind, um sich so schnell nach den

ohnmächtigen Wünschen einer die deutsche Frage mit Eisen und Blut lösen wollenden Politik zurecht legen zu lassen. Als das sicherste Kriterium, auf welcher Seite wirklich das deutsche Interesse liege, welche Macht wir für die wahrhaft deutsche anzusehen haben, ist uns immer das erschienen, ob diese Macht sich auf sich selbst stelle, und mit Deutschland gegen das Ausland gerichtet sey, oder ob sie ihre Existenz nur auf den Anschluß an Fremde gründe, und mit den Feinden Deutschlands ihre deutschen Plane verfolge, ihre Front nicht nach Außen, sondern nach Innen, nicht gegen den Rhein und den Niemen, sondern gegen den Main gerichtet. Von diesem rein praktischen Gesichtspunkt ausgehend, haben wir uns durch keine sophistische Doktrin beirren lassen, sondern haben von Anfang an die Bestrebungen des Kaisers Franz Joseph als wahrhaft groß- und ächt-deutsche mit den wärmsten Sympathien begleitet. Der Erfolg hat bis heute unsere Hoffnungen und Erwartungen aufs schönste bestätigt, und der eingeschlagene Weg ist derart, daß wir auch für die nächste Zeit keinen unglücklichen Umschlag, wie Joseph II. davon betroffen wurde, befürchten zu müssen glauben.

Das entscheidende Jahr, welches einen gänzlichen Umschwung in der Regierung Franz Josephs herbeiführte, ist das Jahr 1859. Denken wir an seine damalige Lage zurück: wie ganz anders war sie als die Josephs, welcher den auf die Rechte ihrer Nationalität sich berufenden Ungarn erklären konnte: ich bin Kaiser des deutschen Reichs und alle übrigen Staaten, die ich besitze, sind nur Provinzen dieses Reichs! Franz Joseph konnte sich so wenig als Kaiser des deutschen Reichs fühlen, daß er vielmehr kaum noch als ein Mitglied desselben gelten durfte. Er berief sich auf die natürliche Zusammengehörigkeit mit seinen deutschen Bundesgenossen, auf die historischen Rechte und gesetzlichen Ansprüche, welche ihm die Geschichte seines Hauses und die an Stelle des alten Kaiser- und Reichsverhältnisses getretenen Bundesverträge gewährten. Auf alles dieses erwiederte man ihm: die historischen Rechte seyen verwirkt, weil Oesterreich selbst seit Jahrhunderten den geistigen Zusammenhang mit Deutschland abgebrochen habe; die Pflicht der Bundes-

genossenschaft habe da ein Ende, wo es sich um Festhaltung fremder Nationalitäten, um despotische Unterdrückung, um Beraubung ihrer Freiheit und Vorenthaltung ihrer natürlichen Rechte handle; das Erzherzogthum Oesterreich sey allerdings eine deutsche Provinz, aber nur ein unbedeutender Appendix des zu schaffenden großen Nationalreiches, von welchem es werde absorbirt werden müssen. So war der Kaiser, dessen Vorfahren sich Kaiser des deutschen Reichs nannten, aus diesem Reich hinausgedrängt und ausgeschlossen; man konnte ihm den Rath geben, er solle den Schwerpunkt seiner Macht nach Ungarn verlegen, seine Residenz in Ofen statt in Wien aufschlagen. Und von der andern Seite drohte man ihm ebenso mit der Gründung eines großen Donaureiches, in welchem sich die außerdeutschen Provinzen des bisherigen Oesterreich mit dem durch die orientalische Frage in Erledigung kommenden Völkermaterial zu einem neuen staatlichen Organismus verbinden, für das alte Oesterreich und seinen Kaiser aber kein Platz mehr bleiben werde.

Unter allen Krisen, welche der alte Kaiserstaat schon durchgemacht, schien dieses die letzte und gefährlichste zu seyn; die gänzliche Auflösung und Zertrümmerung desselben galt für eine ausgemachte Sache. Das Erscheinen der Ungarn in der Wiener Hofburg, an dem Sterbebette Josephs II., um ihn zur Zurücknahme alles dessen zu zwingen, was er seit zehn Jahren für die Civilisation ihres Landes gethan, ist allerdings ein dramatischer Moment, der sich zu höherer Tragik zuspitzt; von so tiefgehender praktischer Bedeutung aber, so unmittelbar gefährlich und die ganze Existenz auf's Spiel setzend, war er doch nicht. Joseph II. konnte sich von der einen Seite immer wieder auf die andere wenden; die Existenz des deutschen Kaiserthums war ebenso wenig in Frage gestellt als die Fortdauer der österreichischen Monarchie; er war Kaiser von Deutschland und König in Ungarn; schlug es ihm an dem einen Ort fehl, so konnte er an dem andern den Verlust hereinzubringen suchen. Hier aber schien beides auseinander gehen zu wollen; auf der einen Seite ein deutsches Nationalkönigthum, auf der andern die große Donauconföderation, in der Mitte ein Kaiser ohne Land, ein Reich, dessen Traditionen bis auf den bloßen Namen im

Verschwinden begriffen schienen. Wohin sollte er sich wenden?.. wo fand er den archimedischen Punkt, auf dem er stehen und den Hebel einsetzen konnte, um auf den Trümmern des Alten eine neue Schöpfung ins Daseyn zu rufen?

Was zum Verderben führen zu müssen schien, das gereichte dem „glücklichen Oesterreich" zum Heil. Jetzt war es in der That ganz auf sich selbst gestellt, und konnte aus sich selbst heraus sich entwickeln, mußte nur seine eigenen Zwecke und Bedürfnisse zu Rath ziehen. Die alten Verbindungen waren sämmtlich abgebrochen, der Kaiserstaat von allen Seiten isolirt; wie ein Schwimmer stand er da, der an einem Felsenriff sich festklammert, um einen Augenblick aufzuathmen, und dann sich wieder in die Brandung zu stürzen, die ihn zerschellen oder ans Ufer tragen wird. Es galt, Alles neu zu gründen, alle Verhältnisse gleichsam durch neue Verträge und Compromisse wieder festzustellen, nicht das Alte nothdürftig zu flicken und zu leimen, sondern ein neues Ganze gleichsam aus Einem Gusse hervorgehen zu lassen. Wie dieses geschehen, haben wir im Allgemeinen bereits angegeben. Aber erst, wenn wir die damalige Lage in ihrer absoluten, verzweifelten Hülflosigkeit uns vorher recht lebendig vergegenwärtigt haben, tritt uns der constitutionelle Akt in Oesterreich in seiner vollen Bedeutung entgegen, als etwas durchaus verschiedenes von jenen Verfassungen, durch welche man dem Zeitgeist eine nothgedrungene formale Concession macht, ihm einen Fetzen Papier entgegenhält, und nachdem man der Doktrin Genüge gethan hat, um so beruhigter Alles in dem neuen Formalismus erstarren läßt. Hier war es Ernst, ein Ernst auf Leben und Tod. Was der Kaiser Joseph dem Grafen Chotek gesagt hatte: „wenn der Bauer nicht will, so sind wir Alle pritsch," das hatte man hier in unmittelbarer Erfahrung zu fühlen bekommen. Mit Gewalt, das war evident, ließ sich das Reich gegen seine innern und äußern Feinde nicht zusammen halten; nur ein neuer, mit freiem Entschluß eingegangener Vertrag, ein eigentlicher contrat social, der Allem frische Impulse, einen neuen geistigen Aufschwung gab, konnte dieses Wunder bewirken. Und ein solches neues Staatsgesetz ließ sich nicht für alle Provinzen nur so ohne Weiteres geben,

man konnte es nicht als ein Gnadengeschenk verleihen oder als ein allgemeines Gebot aufnöthigen, sondern man mußte die Einzelnen eigentlich dafür zu gewinnen suchen, sie überzeugen, daß ihr Anschluß ebenso zu ihrem eigenen, wie zum allgemeinen Besten gereiche. Darum hatte Alles den schon geschilderten Charakter des Compromisses, der freien Vereinbarung, der langsam aber stetig fortschreitenden Entwicklung. Die politischen Physiologen und Staatsgelehrten konnten hier das interessante, so selten vorkommende Phänomen einer neuen Staatenbildung innerhalb des alten Rahmens eines seit Jahrhunderten gegebenen Materials sich betrachten.

In Deutschland fand dieses Schauspiel wenig glaubige Zuschauer. Man sah es nicht nur nicht mit günstigen Augen an, sondern man suchte auch seinen Verlauf nach Kräften aufzuhalten und zu zerstören. Der Nationalverein ist zwar der unverkennbare Nachfolger des Fürstenbundes, aber seine Tendenzen sind viel weiter gehende, wie auch seine Zusammensetzung eine ganz andere ist. Der Fürstenbund hatte nur den negativen Zweck, einem Umsichgreifen der kaiserlichen Macht, wenn dasselbe auch auf vollkommen berechtigtem und loyalem Weg erfolgen sollte, sich zu widersetzen; damit war freilich ein Zurückdrängen an sich gegeben, direkt aber war es wenigstens nicht ausgesprochen. Ganz anders der Nationalverein. Für ihn galt es nicht, einen kaiserlichen Uebergriff zurückzuweisen. Das Verlangen Oesterreichs, mit seinem ganzen Bundescomplex in den deutschen Bund einzutreten, war nirgends förmlich gestellt, und sein Verbleibenwollen in dem alten Verhältniß war keine Präsumtion. So hatte der neue Nationalverein noch weniger eine wirkliche, thatsächliche Veranlassung, als der alte Fürstenbund. Aber die Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, war auch keine auf einen einzelnen Fall beschränkte, sie war keine repressive, sondern eine aggressive. Er wollte Oesterreich nicht auf irgend welche, wenn auch noch so bescheidenen Grenzen zurückdrängen, sondern er wollte es ganz hinausdrängen, seine Auflösung befördern, zu Gunsten eines neu zu bildenden Reiches, in welchem Deutschland in Preußen aufgehen sollte. Diesen positiven Zweck hatte der Fürstenbund noch nicht; für ihn hatte Preußen noch nicht diese übergreifende

Bedeutung; der Partikularismus trat in ihm nackt und unverhüllt auf, während er im Nationalverein sich auf eine viel gefährlichere Weise hinter die Maske eines falschen, vorgegebenen, auf die Täuschung aller gutmüthig unerfahrenen patriotischen Schwärmer berechneten Universalismus steckt.

Je weniger nun dem Nationalverein eine äußerliche handgreifliche Veranlassung gegeben war, je mehr er Ursache hatte, sein eigentliches letztes Ziel unausgesprochen zu lassen, um so mehr war er auf eine moralische, d. h. unmoralische Wirksamkeit angewiesen, auf allgemeine Anschwärzungen und Verdächtigungen, auf ein Machiniren und Intriguiren, dem sein letzter Zweck oft selbst nur halbbewußt vorschwebte. Unter diesen feindseligen Umgebungen wuchs der österreichische Constitutionalismus heran; das große deutsche Publikum wollte nichts von ihm wissen und glaubte nicht an ihn; in England, in Frankreich fand er früher Anerkennung als in dem dabei doch zunächst betheiligten Deutschland. Seine Geltung mußte er sich hier durch die That, auf materiellem Wege, im Zusammenhang mit der großen Politik und der neuen Machtstellung erkämpfen, welche das constitutionelle Oesterreich in derselben auf so überraschende und glänzende Weise wieder einnahm. Hier ist der Punkt, wo wir die innere und äußere Kräftigung Oesterreichs in engster Wechselwirkung erblicken. Die verschiedenen Aufgaben hatten sich ihm mit Einem gelöst.

Es war ein glücklicher Wendepunkt für seine innere und äußere Politik, welchen Oesterreich im letzten Frühjahr durchmachte, indem es sich in der polnischen Frage alle alten Allianzgedanken und Reaktionsgelüste vom Leibe hielt. Der Beifall, unter welchem es in die Verbindung der Westmächte eintrat, war ebenso groß und allgemein wie wohlverdient. Zugleich gab aber diese Verbindung auch zu den gegründetsten Befürchtungen Anlaß. Wie sollte Oesterreich an einem Strang mit Frankreich ziehen, das bei aller ostensiblen Freundschaft ihm beständig Fallen in seinem Rücken stellte, dessen ganze ränkevolle, hinterlistige Politik mit dem loyalen, wahrhaft conservativen Verhalten Oesterreichs so wenig Gemeinschaft hat als die Finsterniß mit dem Licht? Hier schien uns Grund zu Besorgnissen der ernstesten

Art zu seyn, ein Knoten, der nicht gelöst werden könne, ohne nach der einen oder nach der andern Seite auch die wichtigsten und wünschenswerthesten Bande zu durchschneiden. Erklärte sich Oesterreich für Rußland, so verfiel es in seine früheren Traditionen zurück; mit seiner Selbstständigkeit und innern Entwicklung hatte es ein Ende. Umgekehrt, wenn es mit Frankreich bis zum Aeußersten vorging, so brach es mit seinem ganzen conservativen Wesen und Charakter; es ließ sich in Abenteuerlichkeiten ein, die seiner Natur fremd waren und die schließlich doch zu seinem eigenen Verderben ausschlagen mußten. Wie sollte es sich diesen Umschlingungen entziehen, wie aus diesem Dilemma herauskommen, dessen beide Seiten es gleich fest gepackt hielten, ohne entweder den einen oder den andern Fuß in der Falle stecken lassen zu müssen?

Aus dieser kritischen Lage fand die Genialität des Kaisers den einfachsten und loyalsten Ausweg, für Oesterreich nicht mehr und nicht weniger als für das gleich stark bedrohte Deutschland. Nicht bei Frankreich und nicht bei Rußland suchte er das Heil, die eine Clientel wollte er ebenso ferne halten wie die andere; auf sich selbst sollte das verjüngte Oesterreich stehen, nur seine eigenen Interessen und die Deutschlands sollten ihm maßgebend seyn. So weit hatte es der niedergeschmetterte und aufgelöste Staat in kurzen vier Jahren gebracht, daß er ein solches Vertrauen zu sich selbst haben, daß er auf eine solche Achtung auch von Seiten der fremden Mächte rechnen durfte. Waren auch noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, welche die innere Reconstituirung Oesterreichs bot, so Vieles war doch erreicht und der vorgeschlagene Weg war so aufrichtig und wohl berechnet, daß der Kaiser sich selbst sagen konnte: Oesterreich steht wieder auf sich selbst, und soll nur auf sich stehen. Aber nicht ohne alle Verbündete sollte es bleiben, wenn es auch der westlichen Tripelallianz sich ebenso wenig als der östlichen in die Arme werfen wollte. Es suchte sie da, wo jede deutsche Macht ihre Verbindungen allein suchen sollte: in Deutschland. Oesterreich will die unabhängige, vermittelnde Stellung im Herzen Europas, zwischen dem Osten und Westen einnehmen, von welcher man schon so oft und so viel gesprochen hat, wenn Deutschland zu ihm steht: das war der innerste

Gedanke, welcher die Einladung zum Fürstentag nach Frankfurt eingab. Nicht um „Schachzüge" gegen eine andere deutsche Macht, nicht um Rangstreitigkeiten und andere Aeußerlichkeiten und Eitelkeiten handelte es sich, sondern darum, daß jenes mythische Siebzigmillionenreich mit seiner Million Bajonette endlich eine Wahrheit werde, daß es sich auf denselben loyalen und constitutionellen Grundsätzen auferbaue, welchen Oesterreich seine glänzende Erhebung nach so tiefem Fall verdankt, und daß es im Verein mit diesem seine jedem Gegner überlegene Macht in die Wagschale lege, um wahrhaft conservativ im Mittelpunkt des Welttheils dazustehen, um jedes ehrgeizige Gelüste zurückzuweisen und Europa den Frieden zu erhalten.

So trat Franz Joseph den Versuch an, die österreichische, die deutsche und die europäische Frage, alle mit einander zum Austrag zu bringen. Daß dieser Versuch noch nicht als vollkommen gelungen anzusehen ist, darüber lassen wir uns durch den allgemeinen Jubel nicht täuschen. Ebenso wenig aber vermögen uns die kritelnden und tadelnden Stimmen irre zu machen, daß wir an dem Erfolg verzweifelten, weil er sich nicht mit Einemmale ganz und vollständig eingestellt hat. Hier, wo wir von der Parallele der beiden Kaiser ausgehen, haben wir zunächst das verschiedene Auftreten Josephs und Franz Josephs im Auge, aus welchem sich auch der verschiedene Ausgang ihrer deutschen Bestrebungen ergibt. Gewiß meinte es Joseph II. aufrichtig, wenn er erklärte, er habe nie an etwas anderes gedacht als an einen freiwilligen Tausch, und gewiß meinte er es ebenso redlich mit allem, was er sonst im deutschen Reich vorkehrte. Aber er vertraute auch hier zu viel auf das Bewußtseyn seiner Redlichkeit, und dadurch, daß er, der ohne Zweifel Uneigennützige, am Allgemeinen verzweifelnd, in der Erwerbung Bayerns seinen eigenen Vortheil nicht aus den Augen lassen wollte, bekam er den Schein gegen sich, und den Bemühungen seiner Gegner gelang es, die Fremden in die deutschen Angelegenheiten herein zu ziehen, sie als Garanten des Teschener Friedens zu bleibenden Schiedsrichtern über dieselben zu machen.

Diese Gegner und ihre Bemühungen sind auch für Franz

Joseph noch immer dieselben. Aber er ist so in Deutschland vorgegangen, daß auch die Verleumdung nicht sagen kann: er suche nur das Seine, er wolle „die Reichskreise in ihrer Integrität und Verfassung auf irgend eine Weise verletzen, oder die Stände des Reichs bei ihren Landen und Gerechtsamen, auch Haus-, Familien- und Successionsverfassungen irgendwie beschweren.“ Daß ihm derartige Gelüste niemand zutraut, dafür ist der nahezu einhellige Beitritt sämmtlicher Fürsten und Stände des Reichs der glänzendste Beweis. Die Unionsversuche Preußens, zu welchen sich immer nur höchstens drei oder vier herbeiließen, die alle bald auch wieder davon zurücktraten, geben den sichersten Maßstab, wie ganz andere Gesinnungen und Absichten man diesem dabei unterschob. Und was ein noch viel wichtigerer Unterschied: er hat für seine deutschen Plane nirgends eine auswärtige politische Verbindung in Concurrenz zu ziehen gesucht, wozu sich Joseph II. durch den Vorgang Preußens verleiten ließ; im Gegentheil ist sein Bestreben darauf gerichtet, jede fremde Einmischung nach Kräften ferne zu halten. Der Undank gegen Rußland, die Ablehnung jeder Bevormundung, selbst wenn sie ihm einen neuen Sieg von Olmütz verhießen, ist sein erster glückbringender Schritt. Er sucht Preußen nicht den Rang in Petersburg abzulaufen, und nur der ohnmächtige, blinde Groll seiner Gegner konnte ihm im ersten Augenblick Schuld geben, er suche die französische Freundschaft auf Kosten Deutschlands auszubeuten. Wenige Tage haben hingereicht, um klar zu machen, daß das Buhlen um die Gunst der Fremden, das Bestreben ihre Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu veranlassen, auf ganz anderer Seite zu suchen ist. Irgend ein ehrlicher, rechtlicher Grund ist ihnen hiezu nicht gegeben, und wenn es doch abermals gelingen sollte, sie per fas et nefas hereinzubringen, so kann Niemand im Zweifel darüber seyn, auf welcher Seite die deutsche Sache ist. Sollte es beschlossen seyn, daß die Heere Oesterreichs und Preußens sich abermals gegenüberstehen, wie im bayrischen Erbfolgekrieg, und daß ein zweiter Teschener Friede Deutschland wieder unter die Vormundschaft des Auslandes stelle: der Kaiser Franz Joseph wird es nicht zu verantworten haben.

